D III 10642

DAS BISTUM TIMIȘOARA-TEMESVAR

Vergangenheit und Gegenwart

von

Koloman Juhász und Adam Schicht

Mitropolia Timișoara

DIT 10642

DAS BISTUM TIMIȘOARA-TEMESVAR

Vergangenheit und Gegenwart

Von

Koloman Juhász und Adam Schicht

BIBLIOTECA CENTRALA
A REGIUNII BANAT

307.386

IMPRIMATUR

Timişoaraensis, die 24 Iunii 1931. – N. 2346.

P. MAGYARY Vic. Gen.

TYPOGRAFIA „SONNTAGSBLATT" — TIMIŞOARA
1934

Vorwort und Inhalt.

Der Verſuch in ungariſcher Sprache eine kurzgefaßte Diözeſangeſchichte zu veröffentlichen iſt wiederholt gemacht worden. In letzter Zeit tauchte im Kreiſe ſowohl des Klerus, wie auch des Volkes der Wunſch auf, eine zuſammenfaſſende Bistumsgeſchichte auch in deutſcher Sprache herauszugeben. Dieſem Wunſche will die gegenwärtige Arbeit nachkommen umſo mehr, weil die bisher erſchienenen Bücher entweder nur einen Teil der Bistumsgeſchichte, oder nur einzelne Diözeſaneinrichtungen (Prieſterſeminar, gewiſſe Pfarreien, Stifte u. ſ. w.) behandeln. Unſere Schrift beabſichtigt keine ſyſtematiſche Darſtellung zu bieten, welche jede Zeitperiode in gleichem Maße würdigt: wir waren vielmehr beſtrebt, durch die Lebensbeſchreibungen der einzelnen Biſchöfe, die hiſtoriſchen Ereigniſſe von allgemeiner Wichtigkeit (Bistumsgründung, Tatarenzug, Bauernaufſtand, Türkenherrſchaft), wie auch das Werden der beſtehenden Diözeſaneinrichtungen zu ſchildern. Indem die Arbeit in erſter Reihe den hieſigen deutſchen Leſern dienen will, wurde die Einwanderung ihrer Ahnen und deren ſpäteres Schickſal etwas eingehender berückſichtigt. Das Büchlein ſtützt ſich auf genaue Quellen und Studien, um den Umfang jedoch nicht zu vermehren, wurde die Anführung derſelben weggelaſſen und in das Literaturverzeichnis nur jene Werke aufgenommen, die ſich, zumeiſt von Diözeſanprieſtern ſtammend, unmittelbar auf das Bistum beziehen. Wenn es uns einigermaßen gelungen iſt Verſtändnis und Wohlwollen, Liebe und Eifer zu erwecken für die katholiſche Sache im Banate, dann ſind wir reichlich belohnt.

Es ſei auf folgende Kapitel aufmerkſam gemacht:

1. Biſchof Gerhard 1030–46 . . . . S. 5
2. Klerus und Seelſorge . . . . . „ 18
3. Kulturanfänge . . . . . „ 26
4. Die Biſchöfe 1046–1532 . . . . „ 29
5. Kreuz und Halbmond . . . . . „ 54
6. Die Biſchöfe 1532–1716 . . . . „ 62
7. Sieg des Kreuzes . . . . . „ 79
8. Die Biſchöfe ſeit 1716 . . . . . „ 85
9. Nach dem Weltkriege . . . . . „ 131
10. Rechtsverhältniſſe . . . . . „ 139

Die Landkarte des Bistums

Biſchof Gerhard 1030—46.

Das Bistum erſtreckte ſich urſprünglich auf die frühere Provinz des Fürſten Achtwin (Achton, Ohtum, Ajtony), welches das zwiſchen der Maroſch, Theiß, Donau und Siebenbürger Alpen liegende Gebiet und einen Teil nördlich der Maroſch umfaßte. Es hatte von anfangsher ungefähr dieſelben Grenzen, wie bis zur jüngſten Zeit. Nachdem aber der Frieden von Trianon den größten Teil, das Banat und einen Teil jenſeits der Maroſch, Rumänien und Jugoſlawien gab, und Ungarn nur ein kleiner Teil verblieb, wurde der umfangreichſte, in Rumänien liegende Teil zum ſelbſtändigen Bistum Temesvar erhoben, in Jugoſlawien aber die Banater Apoſtoliſche Adminiſtratur errichtet.

Achtwins Reſidenz war die weſtlich vom ſpäteren Stifte Achtwin, am linken Ufer der Maroſch liegende Maroſchburg. Urbs Moriſena, Moriſenum iſt ein ſeit Urzeiten beſtändig bewohnter Ort. Im Weichbilde Maroſchburgs wurden zahlreiche Altertümer aus der Bronzzeit gefunden. In dieſer Zeit wohnten hier Agathirſen, welche nach Herodot dem Fluſſe den Namen gaben. Nach Meinung mehrerer Geſchichtsforſcher ſtand hier zur Zeit der Daker und Römer eine bedeutende Anſiedlung. Darauf würden die in den tiefſten Schichten der alten Baulichkeiten gefundenen römiſchen Ziegel, gemeißelten Steine und Münzen deuten. Während der Römerherrſchaft glaubt man in Maroſchburg nicht nur Anſiedlerleben, ſondern entwickelte militäriſche Einrichtungen entdecken zu können.

Achtwin hatte ausgedehnte Beſitztümer und für die damaligen Verhältniſſe einen überreichen Viehſtand. Seine Güter verſorgten nicht nur den Maroſchburger Hof, ſondern auch das Dienſt- und Kriegsvolk reichlich mit Nahrung. Es gab eine Zeit, in welcher er mehr Bewaffnete hatte, als ſelbſt König Stephan. In der Umgebung ſeiner Reſidenz breiteten ſich — in den ſpäteren Komitaten Tſchanad, Arad und Torontal — ſeine und ſeines Geſchlechtes mächtige Beſitztümer aus. Mit der Zeit brachte ihn die Furcht vor dem Verluſte ſeiner ſelbſtändigen Macht in Gegenſatz zu König

Stephan. Er begab ſich nach Widdin und nach einem Abkommen mit den höheren Kriegsleuten des griechiſchen Kaiſers ließ er ſich nach griechiſchen Ritus taufen. So wurde er ein Verbündeter des byzantiniſchen Hofes, welcher verſprach, ihm gegen Stephan den Heiligen in der Erhaltung ſeiner Provinz behilflich zu ſein. Im Vertrauen hierauf widerſetzte er ſich König Stephan, den er bereits für nichts achtete. Alle, die einen zuſagenden Dienſt begehrten, alle, die ſich ſträubten, die von König Stephan eingeführte chriſtliche Religion anzunehmen, zogen in das Reich Achtwins und boten ihre Dienſte an. Nun brach er öffentlich mit dem König und machte ſich zu einem unabhängigen Fürſten.

Achtwin brachte zur Stärkung des griechiſchen Bündniſſes griechiſche Mönche in ſeine Provinz, erbaute in Maroſchburg zu Ehren des hl. Johannes des Täufers ein Stift und ſetzte dort einen griechiſchen Abt ein. Die Mönche konnten nur Baſilianer geweſen ſein. Die morgenländiſche Kirche hat ja nur dieſen einzigen Mönchsorden, welcher allgemein verbreitet war. Ihr Gönner war aber ſelbſt kein eifriger Chriſt. Sein Chriſtentum war eher eine Aeußerlichkeit, vielleicht ſogar erheuchelt. Der Selbſterhaltungstrieb dürfte ihn zum Widdiner Taufbecken getrieben haben. Die Errichtung des Kloſters in Maroſchburg, die Unterſtützung der griechiſchen Mönche geſchah vielmehr aus politiſcher Berechnung: er wollte dadurch die griechiſche Unterſtützung ſich ſichern. Sowie ſeine Geſinnung blieb auch das unter ſeiner Herrſchaft ſtehende Volk zum größten Teil heidniſch. Die ſich in ſeinem Lande niederließen, waren Heiden. Selbſt die Reſidenz Maroſchburg war nicht ganz chriſtlich.

Einer jener Unzufriedenen, welcher vor der Herrſchaft Stephans des Heiligen zu Achtwin flüchtete, war Tſchanad. Am Hofe Achtwins errang er ſich bald eine vornehme Stelle, denn dieſer machte ihn zum Oberfeldherrn ſeines Heeres. Jedoch traute er ihm nicht, ja er beargwohnte ihn. An Neidern fehlte es nicht, die ihn mit Spionen umgaben, welche bei Achtwin Anklagen gegen ihn ſchmiedeten. Wahrſcheinlich haben Eiferſüchteleien und böswillige Einflüſterungen den Zwieſpalt herbeigeführt. Tſchanad überzeugte ſich, daß Achtwin nach ſeinem Leben trachtete und entſchloß ſich daher Maroſchburg im geheimen zu verlaſſen. Er begab ſich geraden Weges nach Gran zu Stephan dem Heiligen, welcher ihn taufen ließ. Nachdem Tſchanad mehrfache Proben ſeiner Treue und Ergebenheit geliefert und auch im chriſtlichen Glauben genügend erſtarkt war, enthüllte er die Verhältniſſe der Maroſchburger Provinz und den Stand der Streitkräfte Achtwins. König Stephan

BIBLIOTECA CENTRALA
A REGIUNII BANAT

war Verbündeter des byzantinischen Kaisers, Basilius des Zweiten; zum Kampfe gegen Achtwin rüstete er sich erst nach dem Tode des Kaisers (1028). Beim Abmarsch der Truppen war die wichtigste Frage, wer ihr Oberfeldherr sein soll? König Stephan befragte hierüber die Großen seines Landes, welche einstimmig Tschanad empfahlen, der als einstiger Heerführer Achtwins, am besten dessen Heereskraft und die Gegend kannte, wo der Kampf auszufechten war. So betraute der König ihn mit dem Oberbefehl. »Mit einem großen Heere« zog er gegen die Theiß, setzte seine Truppen bei Kanischa über und stellte sie jenseits Großlamosch, auf der Ebene zwischen dem heutigen Deutsch-Tschanad, Groß-Sankt-Nikolaus und Alt-Beschenowa in Schlachtordnung auf. Achtwin verschanzte sich südlich von Maroschburg, am linken Ufer des Flüßchens Aranka, auf der Ebene des heutigen Triebswetter. Auch er wartete in Schlachtordnung auf das Gefecht. Beide Heere bestanden zumeist aus Reitern. Der Zusammenstoß, welcher unweit Alt-Beschenowa erfolgte, endete mit der Niederlage Tschanads, obwohl auch auf Seiten Achtwins viele niedergehauen wurden.

Am nächsten Tag wurde die Schlacht erneuert und in so überraschender Weise zu Gunsten Tschanads entschieden, daß die Gerhardslegende den Sieg als eine Wundertat pries. Auch Achtwin fiel. Man hieb seinen Kopf ab und brachte ihn zum Könige nach Gran. Tschanad ließ die Leichen der Gefallenen auf Wagen nach Maroschburg überführen und dort im Kirchhofe des St.-Johannes-Stiftes bestatten. Das Andenken Achtwins behielt eine Zeitlang das Stift Achtwin, welches einer seiner Nachkommen, vielleicht als Sühne zu seinem Gedenken, gründete. Als Lohn für seine Tapferkeit erhielt nun Tschanad die ausgedehnten Liegenschaften Achtwins. Der König empfing ihn in huldvoller, feierlicher Weise, überhäufte ihn mit Lob und sprach zu ihm: »Vom heutigen Tage an soll die Stadt nicht Maroschburg, sondern Tschanad heißen, weil du meinen Feind darin getötet hast. Du wirst der Gespan der Provinz sein und sie nach deinem Namen benennen, sie wird von Geschlecht zu Geschlecht die Provinz Tschanad geheißen werden.« Dieser Bericht der Vita Gerardi ist ganz zeitgetreu. Bekanntermaßen pflegte man damals die Grundstücke, Wohnorte, Dörfer und Burgen nach dem Besitzer zu benennen. Den Namen Tschanad trug später auch das hier gegründete Bistum, dessen Oberhirt der heilige Gerhard aus Italien werden sollte.

Gerhard ist in Venedig geboren, war longobardischer Herkunft und stammte aus der Familie Sagredo. Sein Vater, Gerhard, ein venezianischer Patrizier, war verwandt mit dem Gegendogen Peter Cantranigo (1026—31). Sein Geburtstag fiel auf den 23. April, dem Festtag des hl. Georg, und deshalb erhielt er bei der Taufe den Namen Georg. Sein Geburtsjahr ist nicht bestimmt festzustellen. Vor 977 dürfte er nicht geboren sein, denn als Fünfjähriger wurde er in ein Benediktinerkloster gebracht, das erst um 982 entstand. Anderseits kann sein Geburtsjahr kaum später als 982 gewesen sein, denn sonst würde er gar zu früh die Abtwürde erlangt haben. Im fünften Lebensjahre bekam er heftiges Fieber. Den damaligen Gepflogenheiten entsprechend, gelobten seine Eltern ihn nach seiner Genesung einem Stifte und ließen ihm in der Georg-Abteikirche das Kleid St. Benedikts geben.

Während seiner Klosterstudien zog sein Vater mit einem zahlreichen Pilgerzuge in das Heilige Land und fiel dort in einem Gefecht gegen die Mohammedaner. Von da an führte er den Namen seines Vaters Gerhard. Um 1005, im Alter von 25 Jahren, wurde er von seinen Ordensgenossen zum »Prior« erwählt. Da in dieser Zeit von den Benediktinern nur wenige zu Priestern geweiht wurden und aus diesen die Vorsteher hervorgingen, ist es nicht auffallend, daß Gerhard so jung schon eine Vorsteherwürde erhielt. Sein Abt erkor ihn zum Lehrer der Stiftsschule und entsandte ihn deshalb mit einem zweiten Genossen zur Hochschule nach Bologna. Nach seiner Rückkehr von dort gab Gerhard in der Rechtswissenschaft im venezianischen Stifte Unterricht. Kurz nach dem Tode des Abtes Wilhelm erwählten ihn seine Ordensgenossen 1012 zum Abte des Stiftes.

Das heiße Sehnen, welches die Christen schon vom Anfange des 11. Jahrhundertes an nach dem Heiligen Lande zog, bewog Gerhard sein Amt als Abt niederzulegen, um das Kreuz zu lehren und in Jerusalem dauernden Aufenthalt zu nehmen. Mitte Februar 1015 stach er auf einem Kaufmannsschiffe mit mehreren Mönchsgenossen in See. Doch zwang ihn ein bei Parenzo ausgebrochener Sturm, am istrischen Ufer in einem Kloster auf einer neben Pola gelegenen Insel Zuflucht zu suchen. Dort traf er seinen alten Schulfreund, den Abt Rasina, der entscheidenden Einfluß auf sein ganzes Leben gewann. Rasina gelang es, ihn zu bestimmen, daß er in das Land Stephans des Heiligen zog, um das dort lebende Volk zu bekehren. Zu Schiff gelangte Gerhard

nach Zara, ſetzte mit ſeinen Reiſegefährten den Weg auf dem Feſtlande fort und kam am 3. Mai 1015 in Fünfkirchen an. Hier war er Gaſt des Fünfkirchener Biſchofs und hielt auf deſſen Erſuchen an 29. Juni mit Hilfe eines Dolmetſch die Feſtpredigt. Der gleichzeitig anweſende Abt von Fünfkirchen-Wardein (Pecsvarad) nahm ihn hierauf mit ſich in ſeine Reſidenz, wo er am Feſte der Ueberführung der Reliquien des hl. Benedikt (10. Juli) ebenfalls eine Rede hielt die großen Erfolg hatte. Beide Prälaten beſchloſſen nun, ihn der Gunſt des Königs zu empfehlen. Dies geſchah in Stuhlweißenburg, wo auch König Stephan bald die außerordentlichen Eigenſchaften des Fremden erkannte und beſchloß, ihn für ſein Land zu gewinnen. Da er vom Heiligen Stuhl Bevollmächtigung beſaß zur Beſetzung der von ihm gegründeten Bistümer und ſchon Jahre vorher mit der Errichtung eines Bistums in der Gegend der Maroſch und Theiß ſich befaßte: ernannte er ihn um 1015 zum Biſchof von Maroſchburg und übertrug ihm, bis zur Uebernahme des Oberhirtenamtes, die Erziehung ſeines damals achtjährigen Sohnes Emmerich (Emericus, Henricus).

Gerhard wurde neben dem Palaſt des Königs untergebracht. Nach Beendigung der Erziehung des Königsſohnes (1023) vollzog er ſeinen alten Wunſch, und ging dem Beiſpiele des heiligen Günther folgend, in das Benediktinerſtift Beel zurück, das kurze Zeit vorher in der Bakonyer Wildnis errichtet worden war. Doch er ſehnte ſich nach einer noch ſtilleren Einſamkeit und erbaute ſich zum zeitweiligen Aufenthalt in den Tiefen des Waldes eine Hütte, wo er ſeine Bücher verfaßte. Dieſe ſind leider verlorengegangen. Sein einzig aufbewahrtes Werk iſt die im Predigertone verfaßte Erklärung des Geſanges der drei Jünglinge (Daniel 3. »Deliberatio«). Ihm werden aber auch die Admonitiones (Ermahnungen) zugeſchrieben, in welchen er bezüglich der Regierungsweiſe den jungen Emmerich belehrt.

Sieben Jahre verbrachte Gerhard, der erwählte Biſchof, in der Beeler Einöde, bis endlich König Stephan Achtwin bezwang, dann in Maroſchburg das Bistum errichtete und zu deſſen Leitung den bereits vor Jahren ernannten Gerhard aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorholte. Der König erließ ſtrenge Anweiſungen an die Geſpane zur Auswerfung des Zehenten und ordnete an, daß das von den Bewohnern der Diözeſe eingeſammelte Getreide an den Biſchof zu übergeben ſei. Dann ſchickte er Geſandte nach Martinsberg (Pannonhalma), deſſen Stift die meiſten Mönche

zählte, nach Wardein (Peczvarad), mit deſſen Abte Gerhard in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand, nach Zalawar und Zobor, wo ebenfalls Benediktinerabteien beſtanden und ſchließlich nach Beel, wo der »Einſiedler« Gerhard in frommer Beſchaulichkeit lebte, damit die Aebte dieſer Stifte die entbehrlichen Mönche in Gran dem neuen Biſchof von Maroſchburg zur Verfügung ſtellen möchten.

Gerhard wird den Weg mit ſeinen Gefährten bis Kalotſcha zu Schiff zurückgelegt haben, wo er ſich ſeinem Vorgeſetzten, dem Erzbiſchof vorſtellte. In Kalotſcha wird der Geſpan Tſchanad ſie erwartet und in Wagen weiter begleitet haben. Im Hafen Kaniſcha ſetzten ſie über die Theiß und betraten das Gebiet der Diözeſe. Geſpan Tſchanad führte den Biſchof zuerſt nach Großlamoſch, damit er das zu Ehren des Märtyrers Sankt Georg errichtete Stift einweihe. Da bei ſolchen, damals zu den größten Feierlichkeiten gezählten Kirchweihen, ſelbſt Könige erſchienen, iſt es anzunehmen, daß die Weihe des erſten Stiftes der Maroſchburger Diözeſe ebenfalls in feierlichſter Weiſe vollzogen wurde. Geſpan Tſchanad gab ein feſtliches Mahl und beſchenkte reichlich den Biſchof, wie auch ſeine Geiſtlichen. Von Großlamoſch gelangte man nach Maroſchburg, wo die Mönche vom Geſpan Tſchanad beherbergt wurden.

Eine Kirche hatten ſie noch nicht. Es beſtand nur das Stift griechiſcher Mönche und deren zu Ehren Johannes des Täufers geweihte Kirche. Geſpan Tſchanad ſiedelte deshalb den griechiſchen Abt ſamt ſeinen Mönchen nach Großlamoſch um und überließ das Stift Maroſchburg, bis zum Aufbau der biſchöflichen Reſidenz, Gerhard, und ſeinen Geiſtlichen. Die Kirchenſpaltung zwiſchen Rom und Byſanz war damals noch nicht geſchehen. Beide Kirchen pflegten denſelben Glauben, nur in Aeußerlichkeiten wichen ſie von einander ab. Die Chriſten des lateiniſchen und griechiſchen Ritus lebten in gutem Einvernehmen. Weder König Stephan noch Tſchanad hatten Grund, die griechiſchen Mönche zu vertreiben, denn ſie waren wohl Günſtlinge Achtwins, doch keine Empörer. Das griechiſche Gotteshaus, welches die erſte Biſchofskirche wurde, war 20 Meter lang und 12 bis 13 Meter breit. Die Fundamente fand man 1868 beim Bau der heutigen Deutſch-Tſchanader Pfarrkirche.

Gerhard begann ſofort **ſein oberhirtliches Wirken.** Tſchanad und ſeine Geſpansgenoſſen verkündigten dem Volke, daß in Maroſchburg der »Mann Gottes« erſchienen ſei, jeder möge eilen, ſich taufen zu laſſen. Obwohl ein großer Teil des Volkes »nach

Maroſchburg ſich zum Taufwaſſer drängte«, muß man doch annehmen, daß jene, welche dies nicht aus eigenen Antriebe taten, durch den Geſpan auf Wagen geſetzt und nach Maroſchburg überführt wurden. Biſchof Gerhard belehrte und bewirtete ſie aufs freundlichſte und der ausgeſtreute Samen faßte von Tag zu Tag ſtärkere Wurzeln in den Seelen. Viele Landbewohner kamen und baten Gerhard, er möge ihnen Plätze weihen, um dort Kirchen errichten zu können. Die damalige Kirchenvorſchrift erforderte, daß der Biſchof öffentlich das Kreuz auf den Boden lege und den Hofplatz bezeichne, bevor zum Bau der Kirche geſchritten werde. Gerhard bereiſte daher mit ſeinen Ordensbrüdern die Diözeſe und weihte die Kirchenplätze. Die ſprachkundigen Prieſter gingen ein bis zwei Dörfer oder Weiler dem Biſchof voran, tauften die Heiden und hielten Miſſionen. Der Biſchof weihte dann die für die Kirchen beſtimmten Plätze ein und wird dann wahrſcheinlich das Sakrament der Firmung geſpendet haben.

Auf ſeiner Rundreiſe verwandte Gerhard die größte Sorgfalt darauf, geeignete Jünglinge zu werben, um dieſe zu Prieſtern heranzubilden und ſie dann mit der Leitung der zu errichtenden Pfarreien zu beauftragen. Nach dem erfolgreichen Bekehrungswerke entſtand in raſcher Reihenfolge Kirche an Kirche. Gerhard ſah bald ein, daß die Ernte eine große, die Zahl der Arbeiter aber eine kleine war. Auf ſeinen Hilferuf ſtrömten Prieſter der verſchiedenſten Nationen, hauptſächlich aber aus den Stiften jenſeits der Donau, Deutſche, Böhmen, Polen, ja ſogar Franzoſen zu ihm. Zumeiſt aber kamen ſie doch aus dem unmittelbar benachbarten Deutſchland, wohin König Stephan verwandtſchaftliche Beziehungen hatte. Sie betraute Gerhard mit der Leitung der einzelnen Pfarrgemeinden.

Da infolge des ſteten Zuwachſes der Gläubigen die erſte Kathedralkirche in Maroſchburg, die frühere griechiſche Stiftskirche bald zu eng wurde, errichtete er in ſeiner Reſidenz eine neue Domkirche und weihte ſie zwiſchen 1036—1042 zu Ehren des Märtyrers Georg. König Stephan ſteuerte mit 1000 »Mark« zum Bau der Kathedralkirche bei. Wahrſcheinlich trugen Geſpan Tſchanad und andere wohlhabende Gläubige ebenfalls mit ihren Gaben bei. Baumeiſter dürfte der Biſchof vom königlichen Hofe oder aus Italien, wo er ſeine Jugendzeit verbrachte und Verwandte hatte, bekommen haben. Die Benediktiner ſelbſt waren ebenfalls kunſtſinnige Baumeiſter. Das nötige Steinmaterial wurde

aus der Arader Maroschgegend, vielleicht auch aus Siebenbürgen auf Flößen oder Plätten herbeigeschafft.

Gerhard spielte auch im politischen Leben eine bedeutende Rolle. Die letzten Jahre des Königs Stephan wurden ihm verbittert, weil er seinem Lande keinen männlichen Nachkommen hinterlassen konnte. Schwere Sorgen bereitete ihm der Gedanke wem er die Landesregierung und die schwache Pflanze des Christentums, welche im Herzen der Bewohner noch kaum Wurzel geschlagen hatte, anvertrauen könne. Seine Schwester Gisela, die Gattin des Dogen von Venedig, Otto Orseolo, hatte einen Sohn, Peter. Stephan der Heilige erwählte diesen zu seinem Nachfolger. Die Verhandlungen mit dem Dogen konnte kaum ein anderer als Gerhard geführt haben, der selbst ein gebürtiger Venezianer und für diplomatische Sendungen viel geeigneter war als seine Bischofsgenossen.

Im August 1038 starb König Stephan und die Herren schwuren seinem Neffen Treue. Gerhard begab sich in seine Residenz und setzte sein apostolisches Wirken fort. Bald mußte er einsehen, daß der neue König unfähig war, das Werk seines großes Vorgängers zu vollenden. Es zeigten sich überall Spuren des Verfalles. Das Land kam einer Katastrophe nahe. Die traurige Wendung der Dinge, hauptsächlich aber das Schicksal der Kirche, der er sein ganzes Leben widmete, erfüllte Bischof Gerhard mit Kümmernis.

Da König Peter die Landesgesetze mißachtete, wurde er von Samuel Aba gestürzt. Doch auch dieser büßte bald seine Volkstümlichkeit ein. Es kam eine Verschwörung zustande; Aba sollte gefangengenommen oder getötet werden. Einer der Verschwörer verriet den Plan. Aba ließ jene, die er ergreifen konnte, töten oder blenden. Dann berief er fünfzig Edelleute, welche er in Verdacht hatte, nach Maroschburg, wo er die Fastenzeit (7. März bis 22. April 1044) verbrachte, unter dem Vorwande einer Beratung. Als diese beisammen waren, umzingelte sein bewaffnetes Volk das Haus, drang in dasselbe ein und hieb alle nieder. Die Vornehmen, darunter Gerhard, wandten sich deshalb vom König Aba ab.

Es wurde nun beschlossen, die früher nach Polen, dann zum russischen Fürsten geflüchteten Arpaden-Herzöge, die Söhne Vazolys, Andreas und Levente ins Land zu rufen und Andreas zum Könige zu erheben. Als Andreas und Levente kamen, forderte vieles Volk die Wiederherstellung des heidnischen Glaubens, die Niederreißung der Kirchen und die Vertreibung der Geistlich-

keit. Man begann den heidniſchen Göttern unter freiem Himmel zu opfern, das Volk ſchmauſte das bisher verbotene Pferdefleiſch und Pferdeblut, die Magier und Zauberer verkündeten das Wiedererwachen der ruhmreichen Heidenzeit und feuerten die Menge gegen die Kirchen und Stifte an. Es begann das Morden der Chriſten; weder Geiſtliche noch Weltliche wurden verſchont, beſonders aber wütete man gegen die Deutſchen und Italiener.

Andreas und Levente nahmen den Weg nach Stuhlweißenburg, wohin auch die Biſchöfe, unter ihnen Gerhard, trachteten. Dieſe gelangten früher dorthin und beſchloſſen den langſamer reiſenden Prinzen entgegenzugehen und ſie zu begrüßen. Ihnen ſchloſſen ſich der Geſpan Zonok und zahlreiche Chriſten an. Abends kamen ſie in dem Dorfe Diod an, welches eine Kirche zu Ehren der heiligen Sabina hatte. Hier wurde übernachtet. Am nächſten Tage (24. September 1046), bevor ſie weiter zogen, las Gerhard die Meſſe und weiſſagte mit tränenden Augen, daß er heute die Märtyrerkrone erringen werde. Nachdem die Biſchöfe einander gebeichtet und kommuniziert hatten, ſetzten ſie ihren Weg fort, bis ſie zur Peſter Fähre gelangten, welche unterhalb des heutigen Blockbades ſtand, dort, wo die ſpäter Kreenfeld genannte Ebene endet. Bei der Fähre begann die heidniſche Volksmenge, welche in jedem Fremden einen Feind vermutete, den herannahenden Gerhard und ſein Gefolge mit Steinen zu bewerfen, dann fielen ſie über ſeinen Wagen her und ſtürzten ihn um. Gerhard, der fortwährend für ſeine Verfolger betete, fiel aus demſelben, wollte ſich aufrichten und ſtand ſchon auf den Knien, als eine Lanze ſeine Bruſt durchbohrte. Seinen herabhängenden Kopf zerſchlug man auf einem am Donauufer liegenden Stein. Den Felſen, in deſſen Nähe ſein Martyrertod erfolgte, nannte man ſpäter Sankt-Gerhardsberg. Am nächſten Tag wurde ſein Leichnam in der Peſter Marienkapelle eingeſegnet und vorläufig beſtattet.

Gerhard war von **hagerer Geſtalt** und kaum mittelgroß. Aus ſeinem bartloſen, ausdrucksvollem, braunem Antlitz leuchtete ein ſanfter, offener, ernſter und tiefeindringender Blick hervor. Die ganze Tragung und Haltung des Körpers drückt die Herrſchaft des Geiſtes über dieſen aus. So ſtellt ihn auch das im Temesvarer biſchöflichen Palais befindliche Gemälde, ein Werk des Malers Julius v. Thury, dar.

Im Leben Gerhards leuchten Frömmigkeit, Charakterſtärke und edles Gemüt hervor. Sein Märtyrertod weiht die Grundſätze, die er während ſeines ganzen Lebenslaufes bekannt, ver-

kündet und befolgt hat. Trotz seines sanguinischcholerischen Temperamentes, bei nachhaltiger Reizbarkeit und energischem Tätigkeitstriebe, zu gleichmäßiger Ausbildung seines Denkens, Fühlens und Wollens veranlagt, war er durchdrungen von Gottesfurcht, Seeleneifer und vernünftiger Herzensgüte. Seine Demut bekundete sich auch darin, daß er sogar als Bischof den bescheidenen Mönchshabit beibehielt, seine Frömmigkeit zeigte sich vor allem in kindlicher Verehrung der Gottesmutter.

Der hl. Gerhard verkündet das Evangelium.

Da er als Benediktinerabt nach Jerusalem zu pilgern beabsichtigte, gibt ihm der Abt Rasina, wie der Biograph des Heiligen mitteilt, den Rat: er möge nicht gehen, denn dort wird die Mutter Gottes öffentlich gelästert. Als er in Stuhlweißenburg zu Mariä Himmelfahrt in Gegenwart des Königs

die Feſtpredigt hielt, »gab es keine Stelle der Heiligen Schrift, aus der er kein Beiſpiel gezogen hätte« zur Verherrlichung der allerſeligſten Jungfrau, zum allgemeinen Erſtaunen ſeiner Hörer. In der Einöde von Beel, auf dem ſpäter »Sankt-Gerhards-Stein« genannten Felſen, errichtete er eine Kapelle, in der Maroſchburger Domkirche einen Sonderaltar zu Ehren der allerſeligſten Jungfrau. Vor letzterem ließ er ein ſilbernes Rauchfaß anbringen und beſtimmte zwei bejahrte Männer dazu, Sorge dafür zu tragen, daß der Duft des Weihrauches zu keiner Tagesſtunde ſich verflüchtige. Zu dieſem Altar führte er täglich nach dem Morgen- und Abendgebet eine Prozeſſion, jeden Samstag aber, am Tage der allerſeligſten Jungfrau, verrichtete er vor dieſem Altar das Offizium. Außerdem erbaute er neben der Kirche Johannes des Täufers, wo heute die griechiſch-orthodoxe ſerbiſche Kirche ſteht, zu Ehren der allerheiligſten Jungfrau ein Benediktinerſtift mit Kirche. Nach der Vita Gerardi hat der 7 bis 8 Jahre in der Umgebung des Königs Stephan lebende Heilige dieſen bewogen, ſein Land und Volk unter den Schutz der Gottesmutter zu ſtellen.

Die Einſamkeit in Beel verinnerte ſein Leben, erhöhte die Empfindlichkeit für deſſen reinere und feinere Faſſung, machte ihn aber auch empfindlicher gegen jene harmloſen, kleinlichen Störungen und Widerſprüche, welche ein Gemeinſchaftsleben leicht verwindet. Doch ließ er ſich auch leicht in Harniſch jagen, kam ſein Blut dann auch in Wallung und ließ er ſich in der Erregung auch zu unüberlegten Handeln hinreißen, das ihn ſpäter reute, ſo ſcheute er ſich auch nicht, zu bekennen, dieſe angeborene Schwäche nicht völlig beſeitigen zu können. In ſeinem plötzlichen Zorne befahl er gelegentlich, ſeinem Kutſcher, der ihn umgeworfen hatte, Stockprügel zu geben. Das Geſinde band dieſen, doch ſtatt ihn zu prügeln, beſtrich es deſſen Rücken mit Hühnerblut. Als Gerhard den blutigen Kutſcher erblickte, bat er mit tränenden Augen um Verzeihung. Seine hilfsbereite Hand hielt er väterlich über das gläubige Volk in aller Not, ſo daß er allgemeine Verehrung fand bei jung und alt.

Er ſtellte viele Betrachtungen über die Fragen des Glaubens und Wiſſens, der Heiligen Schrift und heidniſchen Literatur an. Es vereinigte ſich in ihm die Demut der Vernunft und die unerſchütterliche Zuverſicht auf den Sieg des Glaubens. Das Gepränge der Form betörte ihn nicht. Seine Gedankenwelt ſteht näher zur Patriſtik als zur ſpäteren Scholaſtik. Er will noch nicht den Glauben philoſophiſch unterbauen. Letzteres verſucht er nicht

durch die Vernunft, ſondern — obwohl es widerſinnig erſcheint — durch den Glauben aufzufaſſen. Auch die Natur beobachtete er mit übernatürlichen Augen. Selbſt der Sonnenſtaub glänzt ihm im Lichte der Offenbarung. Er ſieht in der Natur das Symbol der übernatürlichen Welt: der Tau, das langſame Rieſeln des Regens, der Flug der Taube, der Kampf im Tierreiche bewegt ihn zu myſtiſchen Erwägungen. Nicht ohne Grund ſetzt ihn die Legende mit poëtiſcher Naivität in ſolcher Weiſe in die wilde Natur, wie nach zwei Jahrhunderten den heiligen Franziskus von Aſſiſi. Er beſaß die glückliche Gabe des Frohſinns wahrer Frömmigkeit und er fand tauſend Freuden. So ergötzte ihn das Lied der Magd mit der Handmühle in der Hand, welche er reichlich beſchenkte, »weil ſie im fremden Dienſt ihren Pflichten ohne Murren heiter und in guter Laune nachkommt«. Den Meßwein ließ er zur Sommerzeit in Eis kühlen, denn »was der Seele heilſam, ſoll auch dem Körper angenehm ſein«. Im ganzen und großen genommen aber blieb er ein Asket und Gelehrter, der unter der Kleidung das Zilizium trug und ſich von ſeinem nächtlichen Lager erhob um im Walde Holz zu fällen. Auf Reiſen benützte er auch als Biſchof kein Reitpferd, ſondern ein Wägelchen oder eine Sänfte, um ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten nachzugehen.

So wie Deutſchland alles, was es auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft Großes geleiſtet hat, den Bemühungen des »Apoſtels der Deutſchen«, dem heiligen Bonifatius zu verdanken hat, ſo verehrt das Bistum im heiligen Gerhard ſeinen Beglücker. Beide erkannten, daß die chriſtliche Religion ſich nicht auf den höchſten, ewigen, unveränderlichen Gottesbegriff beſchränkt, daß ſie nicht bloß Weltanſchauung iſt, ſondern indem ſie in ihrem zweiten Hauptgebote die Nächſtenliebe zur Pflicht erhebt, auch das natürliche alltägliche Leben heiligt, die Menſchheit vereint. Dem kulturbringenden Bonifatius folgte Gerhard, auch in Eigenſchaft eines Oberhirten, der ſich in ſeinem Berufe nicht nur des Wortes und der Tat, ſondern auch der Schrift bediente und auch — als Organiſator. Von übernatürlicher Auffaſſung des Lebens ganz durchdrungen erlitten ſie beide das Martyrium. Ihr Sein und Wirken wurden zur ſagebildenden Tradition.

* * *

Nach Beendigung der kriegeriſchen Verwicklungen benützten die Verehrer Gerhards die erſte Gelegenheit, um ſeinen letzten Wunſch zu erfüllen, ihn in der Maroſchburger Marienkirche zu

beſtatten. Sie bildeten eine Abordnung, an deren Spitze der Führer dieſer Bewegung, der Nachfolger Gerhards, der ebenfalls Benediktiner-Biſchof Maurus ſtand, welche hierzu die Erlaubnis des Königs einholen ſollte. Zu ihm geſellte ſich der Vorſteher des Marienſtiftes, Philipp, und außer den Geiſtlichen die Erſten des Adels (1053). Mit großer Feierlichkeit und inniger Teilnahme des gläubigen Volkes wurden die Gebeine in der Unterkirche der Marienabtei untergebracht. Der Sarg aus Holz, in welchem der Leichnam Gerhards lag, wurde in einen Sarkophag gelegt und auf den Oberdeckel desſelben legte man die Mönchskleider aus Kamelhaar, in denen Gerhard ermordet wurde, den Stein, mit dem man ſein Haupt zerbrach, den eiſernen Gürtel und die Geißel, mit denen er ſeinen Körper züchtigte und ein Gefäß, mit ſeinem aufgefangenen Blute. Beim Baue der heutigen Deutſch-Tſchanader Pfarrkirche wurde ein großer Sarkophag gefunden. Seinem Umfange nach konnte er einen anderen, kleineren Sarg in ſich geſchloſſen haben. Er iſt verziert mit einem byzantiniſchen Kreuz. Bei der Ausgrabung fand man in demſelben einige Knochenſtücke. Nach Meinung der Archäologen war es der urſprüngliche Steinſarg Gerhards.

Es finden ſich Spuren, daß die Aufnahme Gerhards unter die Heiligen nicht durch das »Volk«, im Wege volkstümlicher Kanoniſation, ſondern auf Bitten des Königs Ladislaus des Heiligen (1083) durch den Heiligen Stuhl erfolgte. Zu dieſer Zeit nahm Gregor VII. Petri Stuhl ein. Von ihm ſtrahlte auch auf das Bistum Gerhards ein wohltuender Glanz aus. Da er das Ideal Sylveſters II., das innige Bündnis zwiſchen Papſttum und Kaiſertum nicht verwirklichen konnte, ſtellte er ſich die Befreiung des durch die kaiſerliche Uebermacht gedemütigten Papſttums zur Aufgabe. Die Politik des Königs von Ungarn, Ladislaus des Heiligen, entſprach den Abſichten des Papſtes. Gregor VII. berief (1083) eine Synode nach Rom um über die Herſtellung der Kircheneinheit zu beraten. In dieſer Synode entſprach er bereitwillig der Bitte des Königs Ladislaus, indem er verordnete, daß »die Körper jener erhoben werden müſſen«, daß dieſe als Heilige verehrt werden müßten, »welche in Pannonien den Samen des chriſtlichen Glaubens ausgeſtreut, das Land mit Worten und Taten zum Chriſtentum bekehrten«. Er nahm den König Stephan, ſeinen Sohn, Emmerich, und den Biſchof Gerhard in die Reihe der Heiligen auf und ſandte in dieſer Angelegenheit einen Legaten ins Land. Der

Leichnam Gerhards wurde dem Grabe feierlich enthoben und allgemeiner Verehrung in der Kirche ausgeſetzt.

Die Gebeine des Heiligen blieben nicht immer unverſtümmelt an einem Orte. Die Pietät hat zu ſeiner Ehre am Orte ſeines Martyriums eine Kirche gebaut. Damals wurde der Sarg geöffnet, zwei Knochen herausgenommen und in den Altarſtein der neuen Kirche gelegt. Im Jahre 1304 brach der ſeinen Sohn rächende Böhmenkönig nach Ungarn ein und einer der mit ihm gekommenen Prieſter nahm zwei größere Knochen von den Reliquien mit ſich nach Prag. Im Jahre 1384 erhielten die Bewohner Muranos, — eine der Inſelſtädte Venedigs — einige Knochenteile zum Geſchenk. Die übrigen Reliquien blieben weiterhin im Stifte, gingen aber während des Bauernaufſtandes 1514 verloren. Die ins Ausland gelangten Teile vermieden den Untergang. Im 18. Jahrhundert kamen kleine Teile nach Bologna in die dortige Minoritenkirche. Dem Fürſtprimas von Gran, Johann Scitovßky gelang es jenen Teil der Reliquien, welcher in Venedig in der Grabkapelle der Familie Sagredo aufbewahrt wurde, zurückzuerlangen. Von dieſen erhielten ein kleines Teilchen Biſchof Csajaghy für die Temesvarer und Johann Simor für die Raaber Domkirche. Später erhielten auch die Stuhlweißenburger Kathedrale und die Kapelle des Budapeſter Prieſterſeminars geringe Teilchen. Die zu Murano in der Sankt-Donatskirche bewahrte Reliquie ließ Biſchof Alexander von Deſſewffy in einen koſtbaren neuen Sarg legen, führte aus ſeiner Diözeſe einen zahlreichen Pilgerzug zur Ehrung der Reliquien und verſah den Gerhardsaltar der Abteikirche zu Venedig, auf der Sankt-Georgs-Inſel, mit einer bedeutſamen Inſchrift (24. September 1900). Den Feierlichkeiten des Pilgerzuges wohnte auch der damalige Patriarch-Erzbiſchof von Venedig, der ſpätere Papſt Pius X. bei.

Klerus und Seelſorge.

Biſchof Gerhard lebte ein Mönchsleben mit den Geiſtlichen ſeiner Reſidenz und bildete aus ihnen nach den Satzungen des heiligen Chrodegang, unter dem Schutze des hl. Georg das **Domkapitel,** deſſen erſte Mitglieder ſomit ſeine Benediktiner aus den verſchiedenen Stiften waren. Später wurden ſie aus dem Diözeſanklerus ergänzt. Gerhard errichtete für ſie ein geſondertes Stift. In dieſem wohnten ſie zuſammen, ſpeiſten gemeinſam und ſchliefen

unter einem Dach. Außer dem gebräuchlichen Talar ſchrieb er ihnen eine beſondere Tracht vor: in der Kirche Chorhemd, außerhalb derſelben einen runden, bis zu den Hüften reichenden Kragen. Gerhard verrichtete mit ihnen gemeinſam das Chorgebet. Das Nichterſcheinen zum Morgengebet (Matutinum) wurde mit Entziehung der Tagesgebühr (Präbende) beſtraft.

Außer dem Domkapitel beſtanden in der Diözeſe noch drei weltliche Kapitel: in der Biſchofſtadt das Salvator-Kollegiatkapitel; das Kollegiatkapitel zum Sankt-Martin in Arad, eine Stiftung des Königs Bela II. vom 1135, und das Kollegiatkapitel in Ittebe, welches unter Biſchof Deſiderius um 1218 durch Säkulariſierung der dortigen Benediktinerabtei entſtand. All dieſe Kapitel hatten zumeiſt dieſelbe Verfaſſung, mit dem Unterſchiede, daß während die Kollegiatkapitel an der Diözeſanverwaltung keinen Anteil nahmen, der Salvatorpropſt, der zum Unterſchiede vom Dompropſten auch Klein-Propſt hieß und Mitglied des Domkapitels war, die Würde der hervorragendſten Erzdechanei, das Dom-Archidiakonat trug.

Die Lebensweiſe der Dom- und Kollegiatkapitel entwickelte ſich der Zeit und deren Verhältniſſen entſprechend. Im 13. Jahrhundert hat ſich die neue Organiſation der Kapitel ſchon herausgebildet und dadurch demſelben nicht nur in kirchlichen, ſondern auch in öffentlichen Angelegenheiten, beſonders bezüglich der Ordnung der Beſitzverhältniſſe eine wichtige Rolle zugeteilt. Die gemeinſame Lebensweiſe hörte auf und nur die Abhaltung des Gottesdienſtes und der Chorgebete, ſowie die Konſiſtorialgerichtsverhandlungen und die Erledigung der wirtſchaftlichen und inneren Angelegenheiten vereinten noch die Kapitelmitglieder täglich in der Domkirche oder in der Sakriſtei. Sobald das Kloſterleben aufhörte, geſchah die Sonderung der Kapitelgüter von der biſchöflichen bezw. Kollegiatkapitel-Propſteipfründe. Die Kapitel wurden Körperſchaften mit geſonderten Beſitztümern.

Das Haupt des Kapitels war der Propſt. Ihm gebührte der erſte Platz im Chore, das erſte Wort bei Beratungen und ihn traf auch die Verantwortung in erſter Linie. Er lud ſchriftlich oder mittels Glockengeläute das Kapitel zur Sitzung. Im Dom-Kapitel gebührte der nächſte Platz dem Klein-Propſten, der zugleich Kathedral-Erzdechant war. (Im neuen Domkapitel zu Temesvar, da nach der Türkenherrſchaft das Salvatorkollegiatkapitel, wie auch die übrigen Kapitel, nicht erneuert wurden, erhielt der nach dem Kuſtos folgende und jetzt den fünften Platz einnehmende

Domkapitular das Domerzdechanat.) — Dem Klein-Propſten, bzw. in den Kollegiatkapiteln, gleich an zweiter Stelle folgte der Lektor-Kanonikus. Er war der Leiter der Kapitelſchule, weshalb man ihn auch Schulkapitular (Scholaſticus) nannte. Er war der Notarius des Kapitels. Als die Kapitel und die namhaften Stifte ermächtigt wurden, juriſtiſche Tatſachen feſtzuſtellen und dieſe, ſowie als auch die vor ihnen zuſtandegekommenen privatrechtlichen Rechtsgeſchäfte jederart, mittels ihres Amtſiegels, rechtgültig zu bezeugen, und dadurch glaubwürdige Orte wurden: erhielt der Lektor eine hervorragende Bedeutung, denn von nun an verfaßte er auch die Urkunden des glaubwürdigen Ortes. Letzteres war demnach eine Art Gerichtsbarkeit, wie etwa heute der öffentliche Notar oder ein Entſendeter des Gerichtes, wenn es gilt, juriſtiſche Tatſachen feſtzuſtellen. Vor den Kapiteln vollzogen ſich übrigens auch die ſog. Gottesurteile, hauptſächlich Feuerproben. Es iſt bezeichnend, daß außer den biſchöflichen Reſidenzen und dem Sitze der Propſtei von Ofen, nur in Arad Gottesurteile abgehalten wurden. Nicht nur der Lektorkanonikus, ſondern das ganze Kapitel erlangte durch den glaubwürdigen Ort ein hohes Anſehen und kam dadurch zu bedeutenden Einkünften, während ſeine erhalten gebliebenen Ausfertigungen die wertvollſten Quellen der Heimatsgeſchichte bilden.

Nach dem Lektor folgte im Range der Kantor-Kanonikus. Seine Aufgabe war die Leitung des Gottesdienſtes und der Geſangunterricht in der Kapitelſchule. Er inſtallierte die neuernannte Kanoniker. Vor dem Kantor des Domkapitels legten die Prieſterkandidaten die Prüfung im Geſange ab. Der Kuſtos nahm im Domkapitel die fünfte, in den übrigen Kapiteln die vierte Rangſtelle ein. Er war Hüter des Kapitelarchivs und ſämtlicher kirchlichen Einrichtungsgegenſtände. Wie der Lektor den Sublektor, der Kantor den Succentor, ſo hatte der Kuſtos zumeiſt auch einen Stellvertreter, den Succuſtos. Nach dieſen Würdenträgern folgten im Domkapitel die ſechs Rural-Erzdechante. Schon Gerhard der Heilige teilte die Diözeſe in Erzdechanate ein. Dieſe hatten Viſitations- und Aufſichtsrechte. Da die kirchliche Einteilung mit der ſtaatlichen übereinſtimmte, und jedes Komitat für ſich ein Erzdechanat bildete, das Tſchanader oder Domerzdechanat aber in zwei Teile (diesſeits und jenſeits der Maroſch) geteilt wurde, entſtanden, das Domerzdechanat mitgerechnet, ſieben Erzdechanate. Die übrigen waren: Arad, Kraſchowa, Kewe (ſpäter Torontal), Temeſch und Schebeſch. Bei Feſtſetzung der Rechte und

Pflichten der Erzdechanten treten die Provinzial- und Diözesansynodenbeschlüsse stets in die Fußstapfen der allgemeinen kirchlichen Gesetzgebung, sie folgen den allgemeinen Konzilien, Gesetzen und päpstlichen Unterweisungen. Im Domkapitel folgten hierauf, — in den Kollegiatkapiteln gleich nach dem Kustos — die einfachen jüngeren oder Magister-Kapitulare, unter denen den ersten Platz der Dekan einnahm. Seine Pflicht war die Erledigung der juristischen und ökonomischen Angelegenheiten des Kapitels. Das Domkapitel dürfte 24, das Arader Kollegiatkapitel 15—20, das Salvatorkapitel 6—12 und jenes von Ittebe 6 Mitglieder gezählt haben. Zu diesen kamen die Kapitelpriester, Chorgeistlichen und Altarrektoren.

Ein wesentliches Recht des Domkapitels bildete im frühen Mittelalter besonders die Bischofswahl. Der Vorgang war folgender: Nach gemeinsamer Uebereinkunft schrieben die Domkapitulare den Tag der Wahl aus. An diesem kamen sie in der Domkirche zusammen und nach Anrufung des Hl. Geistes schritten sie zur Wahl. Der Propst oder ein Domherr schlug die Person des zu Erwählenden vor. Das Domkapitel wählte entweder mit Akklamation ohne Abstimmung, oder, falls mehrere Kandidaten vorgeschlagen wurden, mit Stimmenmehrheit. Das Wahlergebnis wurde der Geistlichkeit und dem Volke sofort verkündet, dann Dankgottesdienst gehalten und das Ergebnis dem König gemeldet. Nach Genehmigung des Königs folgte die erzbischöfliche Bestätigung. Gewöhnlich wurde der Bischof von seinem Erzbischof geweiht. Wenn die Domkapitulare zu keiner Einigung kamen, befahl der Hl. Stuhl eine neue Wahl oder ernannte selbst den Bischof. Auch falls das Kapitel mit dem König nicht übereinkam, gelangte die Angelegenheit zum päpstlichen Stuhl.

Von der Bischofstadt nach Westen und Osten, längs der Marosch rangierte sich eine Kette von **Stiften.** Auch die übrigen lagen zumeist an den Ufern oder in der Nähe von Gewässern. Man wußte eben die Bedeutung der Flüsse als natürliche Verkehrstraßen, ihre Wichtigkeit in Hinblick auf Fischerei und Ackerbau und ihre hygienischen Vorzüge entsprechend zu bewerten.

Von der Mündung der Marosch nach Osten zu bestanden die Stifte Szöregh, Pordan, Tömpösch (westlich der Stadt Mako), Tschanad, Kemetsche (im Gebiete der Gemeinde Saravale), Kenez (westlich von Nadlac), Egresch (Igrisch), Rahontza (nördlich von Satu-Mare), Ajton (zwischen Rovine und Semlac), Ischo (gegenüber von Rovine), Hodosch (an Stelle des heuti-

gen Bodrog), Gelid (im Gebiete von Arad, nördlich von der Stadt), Biſere (neben der heutigen Kirche zu Glogovatz, wo die Ruinen noch übrigblieben), Eperjeſch (zwiſchen Lippa und Bultſch, wo einige Ueberreſte ebenfalls noch vorhanden ſind) und Bultſch. In der Nähe der Aranka lagen: Großlamoſch, Kaniſcha (ſüdöſtlich von Türkiſch-Kaniſcha) und Galad, (in der Umgebung von Groß-Kikinda), am Theiß-Ufer: Aratſch, an den Ufern der Temeſch: Saswar (zwiſchen Giroda und Remete), Ittebe (an Stelle der Gemeinde ähnlichen Namens), in der Berzava-Gegend, zwiſchen Vojteg und Tſchakowa: Sagio, nördlich der Maroſch, im Arader Gau: Pankota. Am Krieſch-Ufer, öſtlich von Jneu: Dienes. Unter dieſen war die letztere eine Prämonſtratenſerpropſtei, die Stifte von Egreſch und Rahontza waren Ziſterzienſerabteien, die übrigen 21 Ordenshäuſer aber Benediktinerabteien, denn wenn ſie auch urkundlich nicht als ſolche angeführt werden, iſt es doch erwieſen, daß ſie in jener Zeit gegründet wurden, als in der Diözeſe nur benediktiniſche Niederlaſſungen waren.

Die Kapitel-Pröpſte wurden von den Mitgliedern der Kapitel, die Aebte und Pröpſte der Stifte von den Mönchen des betreffenden Stiftes gewählt; die Dom-Kapitulare vom Biſchof, die Kanoniker der Kollegiatkapitel vom Kapitel-Propſt ernannt. Seit dem 15. Jahrhundert aber beſetzten die Könige nicht nur die Bistümer und weltliche Propſteien, ſondern auch ſämtliche Kapitelpfründen, ſpäter ſogar die Abteien und Propſteien der Mönchsorden.

Jnfolge der politiſchen und kriegeriſchen Wirren gerieten am Ausgange des Mittelalters die erwähnten drei ſog. begüterten Orden in Verfall, ja einige ihrer Stifte gingen gänzlich ein. Die Pfründen wurden zur Belohnung politiſcher Verdienſte verwendet. Sie kamen in die Hände Diözeſanprieſter oder Laien, ſog. Gubernator- oder Commendator-Aebte. Ohne regelrechten Vorſtand mußte ſich das Mönchsleben lockern; in manchen ſtarb es gänzlich aus, und die Güter wurden einer anderen kirchlichen Pfründe angeſchloſſen. So z. B. beſaß anfangs des 16. Jahrhundertes die Abtei von Biſere der Arader Kanonikus Michael. Das Bultſcher Stift wurde der Arader Propſtei einverleibt, weil es ſchon im 15. Jahrhundert von den Türken niedergebrannt, keinen einzigen Mönch hatte. Die Abtei von Ittebe wurde, wie erwähnt, am Anfange des 13. Jahrhundertes zu einem weltlichen Kollegiatkapitel umgeſtaltet. Die berühmten Abteien von Tſchanad und Egreſch einverleibte der Heilige Stuhl in die durch die Türkeneinfälle verringerten

Biſchofsgüter. Die im Laufe der Zeit von den Auguſtinerchorherren erworbene Prämonſtratenſerpropſtei von Dienes verſchwand ebenfalls noch vor der Türkenherrſchaft.

Mit dem Verfalle dieſer Orden erſcheinen die ſog. **Bettelorden**: die Franziskaner, Dominikaner, wie auch die Pauliner-Eremiten; und gleichzeitig ließen ſich auch die Johannesritter nieder. Franziskaner bezogen das von den Benediktinern verlaſſene Stift von Tſchanad und mit dieſem übernahmen ſie zugleich die Obhut des Sarges des heiligen Gerhards. Nachdem die mächtige Mauern des Aratſcher Stiftes nach Abzug der Benediktiner leer ſtanden, übergab, mit Genehmigung des Heiligen Stuhles, die Mutter des Königs Ludwig des Großen auch dieſes Stift den Franziskanern. In Lippa ließ Karl Robert 1323 zu Ehren ſeines vor 8 Jahren heiliggeſprochenen Oheims, Ludwigs, des Biſchofs von Toul den Franziskanern eine Kirche erbauen. Letztere hatten außerdem in folgenden Orten Klöſter: Tſcheri bei Rekaſch, Karanſebeſch, Gavosdia (Kövesd), German bei Werſchetz, Orſchowa, Kubin (Keve) und Palanka (Horom) an der Donau, ferner in Segedin und Boroſch-Jenö. Beſondere Berühmtheit erwarb ſich Ende des 15. Jahrhundertes P. Pelbart († 1504) von Temesvar als Schriftſteller und Kanzelredner. Dominikanerklöſter beſtanden in Tſchanad, in Temesvar und in Segedin. Als 1233 Banus Buzad aus dem Adelsgeſchlechte derer von Hahot das Ordenskleid anlegte, überließ er ſeinen Beſitz Zobor der Benediktinerabtei von Szöregh. Die Dominikaner ließen ſich in den übrigen Teilen des Landes, zumeiſt unter der deutſchen Bevölkerung — wie Klauſenburg, Schäßburg, Biſtriz, Hermannſtadt, Kronſtadt — nieder. In Kladova bei Radna und in der Unteren-Temeſch-Gegend, in Gataia und Boldogkö geſellten ſich **Pauliner-Eremiten** an, deren Orden der Graner Domkapitular Euſebius 1263 mit päpſtlicher Genehmigung ſtiftete. In dieſen trat Biſchof Johann von Szokol ein, während wieder aus dieſem der in der Diözeſangeſchichte ſo bedeutend hervorragende Kardinal Utjeſenovich und die Biſchöfe, Graf Kery und Graf Nadasdy hervorgingen. Die **Johannesritter** erhielten in Aratſch ein Hoſpiz, in welchem nicht nur Kranke, ſondern auch Verlaſſene und Reiſende betreut wurden.

Die Benediktiner führten die älteſte religiöſe Gemeinſchaft, jene der Oblaten ein. Dies waren Weltliche, die der den Benediktinern gewährten geiſtlichen Privilegien teilhaftig und wenn ſie es wünſchten, im benediktiniſchen Habit in deren Stiftskirchen be-

ſtattet wurden. Kaiſer Heinrich Hl. bewog ſeinen Schwager, den bistumsgründenden König Stephan Hl., ſelbſt in die Geſellſchaft der Oblaten einzutreten, wie nach Jahrhunderten deren Nachfolger König Mathias Corvinus und Kaiſer Friedrich III. gemeinſam ſich in den Oblatenſtand aufnehmen ließen. Die Oblaten wurden durch den erſten Biſchof vom Stifte Martinsberg in die Diözeſe verpflanzt. Die hierortigen Benediktiner blieben auch ſpäter mit dem Erzſtifte Martinsberg in Verbindung. So weilt der Abt von Eperjeſch 1239 in Martinsberg, welchem Umſtande es zu verdanken iſt, daß ſein Siegel im dortigen Ordensarchiv erhalten blieb. Wie die Benediktiner ihre Oblaten, ſo bürgerten die Franziskaner ihre Terziarier, d. h. den dritten Orden des hl. Franziskus in der Diözeſe ein.

Was nun die Pfarren anbelangt, ſo entſtanden dieſe ſo, daß je zehn Dörfer eine Kirche errichteten. Um die Kirche herum breitete ſich der Friedhof aus, etwas weiter ſtand das Pfarrhaus. Da der Friedhof von Gräbern bald ausgefüllt war und bei den ſpäteren Begräbniſſen die Skelette zumeiſt an der nördlichen Seite der Kirche geſammelt wurden, findet man bei Ausgrabungen neben den mittelalterlichen Kirchen eine große Maſſe menſchlicher Gebeine. Die Ortſchaften ſtanden damals verhältnismäßig näher zueinander als heutzutage, doch beſtand ein Dorf aus kaum 20—30 Häuſern, die Bewohnerſchaft von zehn Dörfern dürfte alſo ungefähr 200 bis 300 Familien ausgemacht haben.

Das Kirchenleben war auch ſtaatlich geregelt. An Sonn- und Feiertagen mußte die Arbeit ruhen. Die Uebertretung des Geſetzes wurde durch Entziehung einzelner Gegenſtände und mit Geldbuße geahndet. Der Zweck der Arbeitseinſtellung, die Teilnahme der Gläubigen beim Gottesdienſte wurde von den Geſpanen überwacht. Außer der Feuerbewahrern mußte jeder in der Pfarrkirche ſein. Wenn die Bewohner der weitgelegenen Dörfer, z. B. wegen Unwetter, nicht kommen konnten, mußte wenigſtens einer mit Pilgerſtab erſcheinen, um in aller Namen Kerzen und drei Brote zu opfern. Die Kirchen waren Aſylorte.

Die Einkünfte der Kirche floſſen aus verſchiedenen Quellen. Außer den Liegenſchaften warfen die Zehente, ferner der Frachtlohn des von den Bergwerken beförderten Salzes ein ſicheres Einkommen ab, zu welchem noch die freiwilligen Spenden der Diözeſanen kamen. Die Lebensbeſchreibung des heiligen Gerhards erwähnt, daß ihn ſeine Gläubigen reichlich

beſchenkten: die Männer gaben Pferde, Ochſen, Schafe und Teppiche, die Frauen goldene Ringe, Halsketten u. dgl.

Wie die Gerhardslegende, ferner die Namen der Einwohner von Scheitin zur Biſchofszeit Beſterds (1138) und auch die mittelalterlichen Ortsnamen bezeugen, beſtand die überwiegende Mehrzahl der Diözeſanen in jener Zeit, und — wie die türkiſche Steuerverzeichniſſe (Defter) beweiſen — auch noch am Anfange der Türkenherrſchaft wohl vorwiegend aus Magyaren, doch geben ſich bereits von der Gründung der Diözeſe her deutſche Beziehungen zu erkennen. Achtwin war vermutlich germaniſcher Abſtammung. Daſſelbe gilt vom erſten Biſchof Gerhard, deſſen Name beſtändig »Gerhardus« und nicht »Gerardus« bezeichnet wird, zweifellos deshalb, weil er dem germaniſchen »Gerhard« entſtammt, ebenſo wie Gebhard, Gotthard, Eckhard, Bernhard, Gunthard. War doch auch der Erſte, der unter dieſem Namen in die Reihe der Heiligen aufgenommen wurde, Gerhard, Biſchof von Toul, lothringiſcher, alſo germaniſcher Abſtammung. Der Name Gerhard dürfte im nördlichen Italien gebräuchlich geweſen ſein, wo Völker germaniſcher Abſtammung, Heruler, Gothen und Longobarden einander ablöſten. Zur Geburtszeit Gerhards unterſtand faſt ganz Italien deutſchen Kaiſern, den drei Ottonen, als die deutſche Herrſchaft am mächtigſten war. Deutſcher Abſtammung war Biſchof Saul von Altenburg, und deutſchen Urſprung ſchreibt man auch dem Biſchof Johann I. zu. Die erſten Wegebahner der Kultur des Banats, Walther und Heinricus Teutonicus waren aber gewiß Deutſche. Deshalb kann die Gründung und Organiſierung des Bistums gleichzeitig auch als die Einfügung des Banats in die weſteuropäiſche germaniſch-chriſtliche Kulturgemeinſchaft bezeichnet werden. Schon im Mittelalter lebten hier deutſche Diözeſanen. Beſonders in der Umgebung von Temesvar in Nemeti (ſpäter: Beregßo-Nemeti, heute Beregſau-Mic, Klein-Beregſau), ferner in der Gegend von Bokſchan, dann im Arader Gau, in der Nähe der heutigen Gemeinde Deutſch-Pereg. Der Name Sas, Zaz (Szaß, d. h. Sachſe), den manche Ortſchaften annahmen, läßt dahin ſchließen, daß ihre Bewohner Deutſche waren. Der Pfarrer der Gemeinde Sas, heute Saska im Komitate Kraſchowa, war 1406 »Fabianus plebanus des Sas«. Auch im Temeſcher Komitate gab es Ortſchaften ſolchen Namens. Einige Bewohner bezeichneten ſchon ihre Namen als Deutſche. Am Ende des 14. Jahrhundertes iſt »Ladislaus germanus dictus Graph de Necas«, d. h. Ladislaus Deutſch

genannt Graf von Rekaſch, der Vorſtand der Ortſchaft Rekaſch, welcher Umſtand annehmen läßt, daß auch die Bewohner derſelben Deutſche waren. Jedoch erſt die nach der Türkenherrſchaft erfolgte Anſiedlung der Deutſchen gab der Diözeſe deutſches Gepräge. Dies hob die Neugründung des Bistums 1930 noch ſchärfer hervor, indem die größtenteils von Magyaren bewohnten Gebiete Ungarn verblieben, das neue Temesvarer Bistum aber zum überwiegenden Teile deutſche Diözeſanen zu betreuen hat.

Kulturanfänge.

Eines Tages erſchienen dreißig chriſtliche Männer vor dem Biſchof mit der Bitte ihre Kinder behufs Ausbildung und Weihe zu Prieſtern aufzunehmen. Letzterer ſagte mit Freude zu, ließ die Knaben unterbringen und übergab ſie dem Magiſter Walther zum Sprach- und Muſikunterrichte. Der Unterricht geſchah mit ſolchem Eifer, daß die dreißig Zöglinge im Leſen und Singen bald große Fortſchritte machten. Hierauf bekleidete ſie der Biſchof mit den kirchlichen Orden und beförderte ſie zu Domkapitularen. Wahrſcheinlich wurden nicht alle zu Prieſtern geweiht, ſondern einige nur der niederen Orden teilhaftig. Damals bedurften ja die Domkapitulare nicht der Prieſterweihe und die Vita ſagt nur ſoviel, daß er ihnen die heiligen Orden ſpendete. Bald baten auch Adelige und Vornehme den Magiſter Walther ihre Kinder in den Wiſſenſchaften der freien Künſte zu unterrichten. Als die Schülerzahl ſtetig zunahm, ſprach Magiſter Walther zum Biſchof: »Der großen Menge kann ich in meinem zweifachen Amte — als Kantor, und Lektor — nicht entſprechenden Unterricht erteilen, ſende noch einen Magiſter, entweder einen Kantor, oder einen Lektor.« Der Biſchof ſchickte den Mönch Maurus zum König Stephan nach Stuhlweißenburg mit dem Auftrage, von dort Lehrer mit ſich zu bringen. Der Hilfslehrer Heinrich folgte dem Rufe Maurus, nahm ſeine Bücher mit und meldete ſich beim Biſchof. Gerhard übertrug ihm die Lektorſtelle, während Walther Geſangunterricht zu verſehen hatte.

Ueber das Weſen der unter ihrer Leitung ſtehenden Schule ſind die Meinungen verſchieden. Nach einigen beſtand die Aufgabe der Schule in der Erteilung des Anfangsunterrichtes: Lateiniſch Leſen (lectura) und Geſang (cantus). Nach anderen wurden die freien Künſte, beſonders die grammatikaliſchen und muſi-

kaliſchen Regeln gelehrt, freilich nicht eingehend, ſondern mit Beſchränkung auf die notwendigen und grundlegenden Teile, wie es eben die Zeit geſtattete. Die Ausdrücke der Vita (lectura et cantus) haben keinen engbegrenzten Sinn, ſondern eine ſehr weitgehende Bedeutung. Der Zweck der Schule weiſt auch darauf, daß ſie mehr war, als eine Primarſchule. Die eigentliche Aufgabe der Domſchule war unſtreitig die Heranbildung der Zöglinge zu Prieſtern. Die Religion, die Liturgie mußten alſo unbedingt gelehrt werden. Der gelehrte Biſchof Gerhard wird zur Ausbildung der Prieſter gewiß nicht das Latein-Leſen mit Grammatik und Chorgeſang für hinreichend gehalten haben, wenn auch anfänglich der große Prieſtermangel die Anſprüche auf die allerweſentlichſten Kenntniſſe beſchränkte. Die Lehrgegenſtände dürften folgende geweſen ſein: kurzgefaßte Glaubens- und Sittenlehre dem Credo und den Geboten folgend, ferner die Erläuterung der ſonn- und feiertägigen Evangelien, des Chorgebetes (Brevier), des Meßopfers und der übrigen Zeremonien (Sakramente). Da der größte Teil der Domkapitulare bloß der niederen Orden teilhaftig war und ſich nicht mit der Seelſorge zu befaſſen hatte, ſondern nur beim Gottesdienſte in der Domkirche beihilflich war: iſt anzunehmen, daß das Leſen und der Geſang die Ausbildung dieſer Kapitulare erſchöpfte.

Den älteſten Satzungen des Kapitels der benachbarten Wardeiner Diözeſe entſprechend, waren in der Kapitelſchule die grundlegenden Kenntniſſe zu lehren, wie in ähnlichen Schulen. Aus dieſem folgt, daß die hierortigen Kapitelſchulen den Lehrgang der weſteuropäiſchen Dom- (Kapitel-) und Kloſterſchulen annahmen. Anfangs wurden wahrſcheinlich die Gebete und die Grundlehren der chriſtlichen Religion gelehrt, um dann auf das Latein-Leſen zu übergehen. Auf kleinen Täfelchen wurden die Buchſtaben des Abc aufgeſchrieben und nach Erlernung derſelben das fließende Leſen der Pſalmen eingeübt, indem man auf genaue Ausſprache und richtige Betonung drängte. Der Text wurde ſo oft wiederholt bis man ihn auswendig herſagen konnte. Dann begann der Schreibunterricht. Auch dieſer geſchah, wie der Unterricht im Leſen, auf dieſelbe Weiſe, wie bei den Römern: auf wächſernen Tafeln wurden mit ſpitzigen Schreibſtiften die Buchſtaben hineingeritzt. Wer bereits ſo ſchreiben konnte, durfte die Feder gebrauchen. Beim Konzipieren und Rechnen benützte man auch weiterhin die wächſernen Tafeln. Die Methode des Unterrichtes in der lateiniſchen Sprache beſtand darin, daß, nachdem man die trockenen grammatikaliſchen Regeln ſich dem Gedächtniſſe gründlich eingeprägt

hatte, die Vokabeln in ihren verſchiedenen Formen und Verbindungen durch mündliche Sprachübungen gelernt und eingeübt wurden.

Dieſen Lehrgegenſtänden folgten die ſieben freien Künſte (ſeptem artes liberales). Da die Lehrzeit acht Jahre beanſpruchte, iſt anzunehmen, daß in der Maroſchburger Schule anfangs nicht alle Lehrgegenſtände gelehrt wurden. Bezüglich jener des Triviums äußert ſich Gerhard folgendermaßen: »Damit kein Unwiſſender ſagen möge, ich weiß nicht, wer mich erſchaffen, denn ich bin in Wiſſenſchaften unerfahren, hat Gott zur Belehrung ſtatt der Grammatik den Himmel gegeben, ſtatt der Rhetorik die Erde, ſtatt der Dialektik die Sonne und die Sterne, dem übrigen das übrige, damit durch dieſe ſchönen Lehrgegenſtände jedes Geſchöpf ſeinen Schöpfer erkenne.« Die Grammatik umfaßte nicht nur die Sprachlehre, ſondern auch die Satzlehre und die Poëtik. Der theoretiſche Unterricht wurde praktiſch verwendet: man ſchritt zur Ueberſetzung und Erlernung der Pſalmen und Hymnen und indem man die vorkommenden hebräiſchen Namen dem Gedächtniſſe einprägte, erläuterte man die allegoriſche Sprache der Hl. Schrift. Auch römiſche Klaſſiker wurden geleſen und nach dieſen ſtiliſtiſche Uebungen verfertigt. Die Rhetorik enthielt ebenfalls mehr, als der Benennung entſpricht. Außer der Ausfertigungsweiſe der Rede wurden — inſoferne die abzufaſſende Kunſtrede es erforderte — einzelne Teile des Rechtes und der Geſchichte gelehrt. Hingegen wurde der Dialektik bloß ein Teil der Pſychologie zugewieſen.

Der Arithmetik-Unterricht befaßte ſich mit den vier Grundrechnungsarten. Zu ihrem Bereiche gehörte die Berechnungsmethode des kirchlichen Kalenders und die Deutung der in der Hl. Schrift vorkommenden allegoriſchen Zahlen. Die Muſik (Kirchengeſang) fand große Pflege, da die Benediktiner — ſomit auch die erſten Domkapitulare in Maroſchburg — das Chorgebet ſangen. Kantor Walther dürfte ein theoretiſch ausgebildeter »Magiſter« der Muſik geweſen ſein. Die Geometrie beſchäftigte ſich mit Berechnung der Flächen und Hohlmaße, ferner mit Höhen- und Breitmeſſungen. Einige Mönche beſaßen — wie ihre Bauten auch heute noch nachweiſen, — umfaſſende geometriſche Kenntniſſe. Die Sternkunde (Aſtronomie) war ein Erfordernis der Kirchenkalenderverfertigung. Unter den Lehrgegenſtänden der ſieben freien Künſte wird die Theologie nicht genannt, weil ja — wie bekannt — ſozuſagen alle Wiſſenſchaften im Dienſte der

Theologie ſtanden und als allgemeine Lektür hauptſächlich die Hl. Schrift und die Werke der Kirchenväter galten.

Obwohl der Domſchule die Aufgabe des heutigen Diözeſanſeminars zufiel, konnten doch nicht alle Bewerber, die der tiefe religiöſe Zug des Mittelalters zum Prieſterberufe anſpornte, Aufnahme finden. Dies verhinderten außer der Unſicherheit der Wege, hauptſächlich die beſcheidene materielle Lage und der Raummangel der Schule. Da aber im früheren Mittelalter im Bistum zahlreiche Kirchen entſtanden und mit Geiſtlichen verſorgt werden mußten: entwickelte ſich eine eigentümliche Art der Prieſtererziehung, welche heutzutage auffallen mag, da nunmehr die Prieſtererziehung durchwegs in eigens dazu dienenden Seminarien geſchieht. Ein Teil der Prieſterkandidaten erhielt ſeine Ausbildung unter der Leitung des Pfarrers (»Diözeſanprieſter«). Die Seelſorger erzogen ſich ſomit zumeiſt ſelbſt ihre Mitarbeiter, ja ihre Amtsnachfolger. Dies war der Keim der Pfarrſchulen, in denen nicht nur Prieſterkandidaten, ſondern auch Weltliche unterrichtet wurden.

Die Biſchöfe 1046–1552.

Nach dem erſten Biſchof Gerhard des Heiligen (1030–1046) folgten drei Benediktiner als Diözeſanoberhirten.

2. **Maurus** (1046–1053) war Mönch vom Stifte Beel. Als Gerhard den Biſchofſtuhl beſtieg, folgte ihm dieſer in ſeine Diözeſe. Er war Gerhard von großem Nutzen. Als die anfangs beſcheidene Maroſchburger Schule ſich entwickelte und ein einziger Magiſter die Agenden ſchon nicht mehr verrichten konnte, mußte der Biſchof für einen zweiten Schulmeiſter ſorgen. Er fand keinen Geeigneteren als den Mönch Maurus, dem er dieſe wichtige Angelegenheit anvertraute. Er ſchickte ihn als Geſandten nach Stuhlweißenburg, wo damals die berühmteſten Schulen waren. Maurus begab ſich dort auch zum König und führte ſeine Aufgabe erfolgreich durch. Es ſcheint alſo natürlich, daß die Mitglieder des Domkapitels nach dem Tode Gerhards den Einſiedlergenoſſen, den alten Vertrauten ihres verewigten Oberhirten, Maurus zum Biſchof erwählten. Während ſeiner Regierungszeit wurde der Leichnam des hl. Gerhard nach Maroſchburg überführt und in der dortigen Marien-Kirche beſtattet.

3. und 4. **Biſchof** der Diözeſe, d. h. die zwei unmittelbaren Nachfolger von Maurus ſind unbekannt. Doch wenn auch ihr

Andenken verſchwunden iſt, das Leben der Diözeſe kennzeichnet das Wirken dieſer Glaubensboten. Die erſten Biſchöfe waren Augenzeugen des apoſtoliſchen Wirkens des hl. Gerhard. Von ihm lernten ſie das tiefe Gefühl der Gottesliebe und der Weltverachtung. Es war eine Zeit, in der man für Religion und Entſagung ſchwärmte. Mit Recht ſuchten alſo auch die Biſchöfe die größte Belohnung darin, die in gemeinſchaftlicher Arbeit erſtarkte Achtung und Anerkennung der hohen kirchlichen Würde zu behaupten.

5. **Lorenz** (1083–1113). Sein Andenken geriet zum großen Teil durch den ruhmvollen Glanz Gerhards des Heiligen in Vergeſſenheit. Während ſeiner Biſchofszeit wurde Gerhard in die Reihe der Heiligen aufgenommen. Der Umſtand, daß nun die Reliquien eines heiligen Märtyrers in der Marien-Abteikirche ruhten, ſteuerte viel zum Ruhme der Biſchöflichen Reſidenzſtadt und zur Stärkung des Chriſtentums bei, obwohl gerade zur Zeit des Biſchofs Lorenz Zeichen auftauchen, daß im Herzen des Volkes die Neigung zum Heidentume nicht endgültig erloſchen war. Die Quellen beleuchten nicht die Perſönlichkeit und das Tun Laurentius', ja ſie übergehen ſchlechterdings ſein biſchöfliches Wirken; jedoch geben ſie ein klares Bild der blühenden Zuſtände ſeiner Diözeſe, bringen die glänzenden Zeitverhältniſſe zum Vorſchein und zeigen in prangenden Farben die chriſtliche Welt. Dieſe glückliche Umwelt, mit welcher Lorenz verwoben war und der Zeitgeiſt konnten nicht ohne Wirkung auf ihn und ſein Tun geweſen ſein. Wenn wir nebſt dieſen noch in Betracht ziehen, daß in dieſer Zeit die Religion der Urſprung, Angelpunkt und Maßſtab jeder kulturellen Beſtrebung war und ſchließlich, daß Lorenz damals den Biſchofsſtuhl einnahm, als Gregor VII. der Mittelpunkt und das Haupt der Geſamtkirche und Ladislaus der Heilige das Landesoberhaupt war, liegen wohl keine Zweifel vor, daß ſein Leben und Wirken im Dienſte der chriſtlichen Ideen ſtand.

Unter 6. **Beſſerd** (1138), 7. **Paul** (1142) und 8. **Stephan** (1156—1169) wurde das Bistum außer »Tſchanader«, noch immer auch mit ſeinem urſprünglichen Namen »Maroſchburger« oder »Maroſcher« bezeichnet.

9. **Saul von Altenburg** (1188–1192), der Bruder des ſpäteren Temeſcher Obergeſpans, war königlicher Kanzler. Nach ſeiner Biſchofsernennung konnte er nur kurze Zeit das Kanzleramt geführt haben. Obwohl dieſes auch damals ſchon nicht mehr die Verfaſſung und Verfertigung der Urkunden zu beſorgen hatte,

ſondern vielmehr die Unterweiſung der Beamten, war es doch noch nicht ſo angeſehen, daß es mit der Biſchofswürde vereinigt werden konnte. Saul iſt der erſte Oberhirt der Diözeſe, der zum Erzbiſchof erhoben wurde. Er trug die Erzbiſchofswürde von Kalotſcha zehn Jahre hindurch und pilgerte kurz vor ſeinem Tode in die ewige Stadt. Die geſchichtlichen Denkmäler rühmen ihn als einen Kirchenfürſten heiligen Lebenswandels und reinen Herzens und als Wohltäter ſeiner Diözeſe.

Nach Saul folgte 10. **Kriſpin** (1192—1193) und hierauf 11. **Johann I.** (1198—1201), der nach dem Tode Sauls Erzbiſchof von Kalotſcha und bald darauf von Gran wurde. Da Johann ein Freund des Königs und während des Kreuzzuges zu deſſen Stellvertreter, zum Statthalter des Landes, zum Horte und Schutze der Gerechtigkeit beſtellt war, bewahrte er wohl die Wärme ſeines Herzens, blieb frei von Torheiten und Laſtern; doch mangelte ihm die Geſchicklichkeit, die Menſchen zu regieren, der Scharfblick, die Urteilskraft, der Mut zur Schnelligkeit der Ausführung, um die Schwierigkeiten und Gefährlichkeiten der Verhältniſſe bemeiſtern zu können. Bei der Sucht nach äußeren Ehren und bei ſeiner Begierde nach Ehrenbezeugungen überſah er, daß die perſönlichen Eigenſchaften die Obliegenheiten des Amtes überſteigen müſſen.

12. **Deſiderius** (1202—1229) regierte während eines Menſchenalters die Kirche des hl. Gerhard. In den letzten Jahren ſeines Lebens war er der rangälteſte Biſchof. Während der damaligen ſittlich herabgekommenen Zeit, blieb ſein Ruf unbeſcholten. Er war eine ehrenwerte Geſtalt der kirchlichen Würdenträger, doch nicht befreit von den Leidenſchaften ſeiner Zeit und deren Geſellſchaft. Mit einer Art von Gewalthaberei überſättigter Eiferſucht behütete er die Biſchofsrechte. Konnte er nicht durch Gewalt ſein Vorhaben durchſetzen, ſo vermied er auch den Nebenweg der Schlauheit nicht. Im Jahre 1215 befand er ſich in Rom und nahm an dem Lateraniſchen Konzil teil. Bezüglich der Diözeſe dürfte jener Beſchluß von Tragweite geweſen ſein, welcher die Sprachenfrage behandelte und für jede Nation den geeigneten Prieſter vorſchrieb. Deſiderius iſt auch der Vertraute des königlichen Hofes und Kanzler; ferner in Wardein des Königs Richter. Als Biſchof berief ihn der König in ſeine Umgebung und ſtellte ſelbſt in Urkunden feſt, daß er auf ſeine Bitten Gnaden verleiht. Die heiklen päpſtlichen Aufträge bezeugen wieder, daß er auch beim päpſtlichen Stuhl in hoher Gnade ſtand. Nicht weniger beliebt war er bei den kirchlichen Körperſchaften als bei den

weltlichen Untertanen; ſie erwählten ihn wiederholt zur erſten Würde des Landes. In Martinsberg erſuchte man ihn in einem Prozeſſe, bei dem kirchliche und weltliche Parteien beteiligt waren, Schiedsrichter zu ſein. Er war ein hervorragender Staatsmann und Rechtsgelehrter. Von umfaſſendem Verſtande und entſchloſſenem Charakter, meiſtert ſein kluger und heller Kopf den Geſchäftsgang. Ein ſtrenger Wart der kirchlichen Disziplin, ein treuer Behüter der kirchlichen Güter. Ein freigebiger, weitblickender Kirchenfürſt und ein Vorgeſetzter, der das Schickſal ſeiner Geiſtlichkeit uneigennützig im Auge behält. Sein Andenken bewahrt die berühmte Urkunde der ungariſchen Geſchichte, die Goldene Bulle und ſein Biſchofsſiegel.

Zur Zeit des 13. **Bultſchu** (1229—1243) wurde das Bistum durch den Tatarenzug vernichtet. Die Tatarenſcharen näherten ſich, nachdem ſie Kiev am 6. Dezember 1240 nach verzweifelter Verteidigung im Sturm genommen, im Halbkreiſe dem Lande. König Bela IV. beordnete die Kirchenfürſten und die Großen des Landes nach Ofen, wo er die Faſtenzeit gewöhnlich zu verbringen pflegte und rief Ugrin, den Erzbiſchof von Kalotſcha, welcher bereits in Venedig ein Schiff beſtiegen hatte, um zum Konzil nach Rom zu fahren, zurück. Biſchof Bultſchu war wahrſcheinlich weder beim Hofe, noch unter dem zum Konzil ſich begebenden Kirchenfürſten. Dagegen finden wir am königlichen Hofe die Spitzen zweier hervorragender Körperſchaften des Bistums: die Pröpſte des Arader und des Tſchanader Kollegiatskapitels. Der Arader Propſt Albert war vordem Kanzler und blieb auch ſpäter Hofmann. Ihnen und dem Waizener Biſchof Stephan Bancha vertraute der König ſeine Gattin an, um ſie über die öſterreichiſche Grenze zu bringen und dort die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Die Kumanen, welche ſchon vorher im Lande Niederlaſſung fanden, ſtrebten auf Befehl König Belas eben Peſt zu, um gegen die Tataren zu ziehen, als die Kunde der Ermordung ihres Führers ſie erreichte. Das Volk wandte ſich nämlich wie auf ein gegebenes Zeichen gegen die Kumanen, die ſie damit verdächtigten, daß ſie Verbündeten der Tataren ſeien. Dieſe aber gut bewaffnet, drangen raubend und verwüſtend gegen Süden vor, um aus dem Lande zu ziehen. Es entwickelte ſich ein mörderiſcher Kampf, bei welchem ein großer Teil der Diözeſantruppen niedergemetzelt wurde. Der andere Teil, vom Lager des Königs abgeſchnitten, zog ſich in die Wildnis der Kraſchowaer Berge zurück, um unter den Ruinen der zerſtörten Burgkaſtelle Schutz zu ſuchen. Der kranke

Biſchof entging dem Tode dadurch, daß es ihm mit Hilfe ſeiner Getreuen gelang, in der Hitze des Gefechtes zu entfliehen. Die Kumanen aber beuteten ihren Sieg nicht aus. Ein kleiner Teil derſelben ſiedelte ſich wieder in der Diözeſe an, während die Mehrzahl mordend und plündernd über die Save und Donau zog.

Inzwiſchen beſtand der Kalocſchaer Erzbiſchof Ugrin darauf, gegen die nahenden Tataren loszuziehen. Der Entſcheidungskampf fand bei Pußta Muhi (11. April 1241) ſtatt und endete mit dem vollſtändigen Siege der Tataren. Am Schlachtfelde blieben fünf Biſchöfe und mehrere andere Würdenträger, darunter auch Nikolaus, Propſt von Hermannſtadt und königlicher Kanzler. Biſchof Bultſchu konnte krankheitshalber am Kampfe nicht teilnehmen. Ein Tatarenheer unter Führung Büdzik nahm die Biſchofsreſidenz ein, ſetzte die zumeiſt aus Holzhäuſern beſtehende Stadt in Brand und zog dann im Marocſchtale weiter. Die Reliquien des heiligen Gerhard blieben unverſehrt, weil der Sarkophag den Blicken der blutdürſtigen Menge entging. Zwiſchen Tſchanad und Arad vereinte Büdzik ſeine Schar mit den Tataren Kadans. In dieſer Gegend, in der Umgebung der heutigen Gemeinde Deutſch-Pereg lag damals eine mit Mauern umgebene deutſche Ortſchaft, Perg (Berg), wohin auf Anraten des Biſchofs Bultſchu, ſeine Diözeſanen aus dem nördlichen Gebiete, die Bewohner von 70 Dörfern flüchteten. Die Tataren zogen an Pereg vorbei, ohne deſſen Bewohnern etwas an zu tun. Sie trachteten, nach Egreſch zu gelangen, um dort die Maroſch zu überſchreiten. Hinter den Mauern des gut befeſtigten Egreſcher Stiftes ſuchten jedoch die von Tſchanad und anderen benachbarten Ortſchaften geflüchteten Krieger, der Adel der Umgebung mit Frauen und Mädchen Schutz. Als nun die Tatarenſchar an Pereg vorbeizog, ſtürzten die hierhin geflüchteten Kriegsleute aus ihren gedeckten Stellungen heraus und trieben die Tataren ein weites Stück Weges vor ſich her. Die dadurch aufgereizten Tataren äſcherten die ganze Gegend ein und wandten ſich gegen Pereg. Sie umzingelten das Dorf und zwangen die Gefangenen zum Sturme, ſie ſelber ſtanden hinter deren Rücken und beluſtigten ſich über die Hinſchlachtung ſo vieler Leute. Der Sturm dauerte eine ganze Woche hindurch, Tag und Nacht. Schließlich wurden die Schutzgräben ausgefüllt und das Dorf eingenommen. Die Beſiegten erlebten ein fürchterliches Ende. Einige ſuchten ihr Leben dadurch zu retten, daß ſie ſich zwiſchen die Toten warfen und mit fremden Blute ſich beſpritzend, wie leblos liegen blieben. Doch der größte Teil konnte ſeinem Schickſal nicht entgehen. Die-

meiſten wurden gefangen genommen und auf die Wieſe getrieben. Krieger, Frauen, Jünglinge und Greiſe ſtanden durcheinander. Beſonders Frauen waren es in großer Anzahl. Alle wurden ihres Gewandes, ihrer Waffen und ihrer Kleidung entblößt und, einige Mädchen ausgenommen, ohne Erbarmen mit Hacke oder Säbel niedergehauen. Einige Tage ſpäter waren die Tataren bereits in Egreſch. Hier ſtand die Abtei der Ziſterzienſer mit den Gräbern des Königs Andreas II. und ſeiner Gemahlin Jolanta. Es dürfte neuerdings befeſtigt worden ſein; denn vor kaum ſechs Jahren wurde der König hier beſtattet. Nachdem die Tataren die Wurfgeſchütze gegen die Mauern des Stifts aufgeſtellt hatten, ergaben ſich die Eingeſchloſſenen. Sie wurden faſt ausnahmslos niedergemetzelt. Zur Winterszeit überſchritten dann die Tataren die gefrorene Donau und verwüſteten auch dieſe Gegend. Sie fahndeten nach dem König, den ſie endlich in der auf der dalmatiſchen Inſel liegenden Stadt Trau beſtürmten, als (Februar 1242) die Kunde kam, daß ihr Oberkhan Oktan geſtorben ſei. Hierauf trat Khan Batu nach anderthalbjährigem Verheeren den Rückzug an. Die Geſtalt des Biſchofs Bultſchu aber verſchwindet mit der Tatarenzeit. Möglicherweiſe flüchtete er ſich in ſeine Heimat, jenſeits der Donau und dürfte, nachdem die Quellen ihn ſchon vor dem Tatarenzug als gebrechlich und kränklich bezeichnen, dort um 1242 verſchieden ſein.

14. **Blaſius** (1243—1254) beſtieg den Biſchofsſtuhl unmittelbar nach dem Tatarenzuge, daher Biſchof ohne Geiſtlichkeit, ohne Kapitel, ohne Domkirche, Oberhirt ohne Herde; ja er hatte keinen Platz, wo er ſein Haupt hätte hinlegen können. Die ganz entvölkerte Biſchofsſtadt lag in Ruinen, von ihren Bewohnern blieben nur jene am Leben, welche außerhalb der Stadtmauern Zuflucht gefunden hatten. Das Schickſal der Stadt teilte auch das ganze Gebiet der Diözeſe: die frommen Gläubigen, die emſigen Prieſter waren in Verſtecken, niedergemetzelt, oder, was noch trauriger war, in Sklavenketten; die friedlichen Dörfer, die Kirchen niedergebrannt, ausgeraubt. Nach Abzug der Tataren kamen die der Verfolgung Entronnenen langſam aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Da alles vernichtet oder fortgeſchleppt war und die Furcht vor den Feinden den Anbau der Felder verhinderte, trat tiefes Elend ein und der Hungertod lichtete aufs neue die Reihen der Unglücklichen. Das Jahr 1242 gab keine Ernte. Die fürchterlichſten Plagen des Hungers und des Kummers dauerten weiter an. Man munkelte, daß die Bedauernswerten in ihrem Elende Menſchenfreſſer wurden

und Mütter ſich vom Fleiſche ihrer Kinder nährten. Man behauptet, daß die ſchreckliche Hungersnot nicht weniger Opfer forderte, als die Grauſamkeit der Tataren. Die Schriftſteller, welche die Schrecken des Tatarenzuges durchlebten, erzählen die Begebniſſe vielleicht zu ſchreiend, doch die in der Diözeſe eingetretenen Folgen der geſchilderten Schreckensherrſchaft widerſprechen dieſen nicht. Nicht nur die Pfarrkirchen gingen zugrunde, ſondern auch die angeſehenen Stifte, ja ſelbſt die biſchöfliche Reſidenzſtadt mit ihrer Kathedrale, Salvatorkollegiatkirche und Benediktiner-Marienabtei. Zahlreiche Stifte am Maroſchufer, wie jene von Kenez, Rahontza, Iſchou, Hodoſch, Gelid, Eperjeſch, Saswar, ferner die Propſtei Itebö am Temeſchufer erwachten nach dem Tatarenzuge nicht mehr zu neuem Leben. Ihr reſtloſes Verſchwinden kann als beredtes Zeugnis der Verwüſtungen dienen, welche die Tataren in der Diözeſe verübten. Die Inſtitutionen gingen wohl zugrunde, der ſittliche Gedanke aber blieb, wie immer, unbeſiegbar. In der Schwere der Prüfung lag Segen. Die vom Hagelſchlag des tatariſchen Unwetters ſchwer getroffene Saat, welche aus dem von Gerhard urbar gemachten und bald mit ſeinem Martyrerblute geweihten Boden aufkeimte, konnte nicht vernichtet werden. Die Reſte wurden zu einer Humusſchicht, die einen ſo reichen Nährboden gab, daß bald eine neue Saat aufging. Mit energiſcher und wohltuender Hand griff Blaſius zur Neugründung ſeiner Diözeſe. Indem er die Wunden der biſchöflichen Reſidenzſtadt heilte, vernachläßigte er auch ſeine Diözeſe nicht, ſo daß dieſe in kurzer Zeit von den Uebeln des Tatarenzuges ſich erholte. Nicht nur die Domkirche wurde neu errichtet, ſondern auch die zerſtörte Salvator- und die Benediktiner-Marienkirche. In der ganzen Diözeſe reorganiſierte er die Pfarreien. Seit Gerhard dem Heiligen hat kein Biſchof ſoviel für die Diözeſe getan wie Blaſius. Wohl errichtete er keine neue Inſtitutionen, doch iſt es ſein Verdienſt, daß die verwüſteten Einrichtungen, ohne deren ſeelenrettende und belebende Kraft das Glaubensleben erſchlafft wäre, wieder zum Leben erwachten. Die unverſehrte Erhaltung der biſchöflichen Würde, das unverletzte Anſehen der Diözeſe werden durch die Betrauungen der römiſchen Kurie bezeugt. Die zu ſeiner Biſchofszeit geſchehenen Rettungsbeſtrebungen, an denen Blaſius mit ganzer Seele Anteil nahm, ergießen Glanz auf ſeine Zeit. Der Erfolg ſeiner mühſamen Arbeit leuchtet aus jener nach ſeinem Tode verfertigten Urkunde hervor, welche über die erfreulichen Zuſtände ſeiner Diözeſe Zeugenſchaft liefert. Das raſche Abrollen der Geſchehniſſe und das

Schweigen der Jahrhunderte verſenkten aber ſeinen Namen in das Meer der Vergeſſenheit.

Nach 15. **Briccius** (1259—1275) über deſſen Perſon und Wirken die Geſchichtsdenkmäler keine Auskunft geben, folgte 16. **Gregor** (1275—1291) der Kanzler des Königs Ladislaus IV. Zu ſeiner Zeit war die Kanzlerſchaft eine der Biſchofswürde faſt gleichkommende erſtrangige Landeswürde, welche die hervorragendſten Kirchenfürſten bekleideten. Eher eine Auszeichnung, als Amt, da die Agenden der Vizekanzler verſah. Gregor trug das Kanzleramt bis zum Tode des Königs, und war nicht nur durch ſeine Kanzlerwürde, ſondern durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften deſſen inniger Vertrauter. Die königlichen Beſuche wären geeignet geweſen, der Diözeſe einen beſonderen Glanz zu verleihen, doch war Ladislaus »nur zufällig König, in Wirklichkeit aber ein Saufbold«. Nach ſeiner Mutter, der kumaniſchen Fürſtentochter und nach ſeiner Lieblingsgeſellſchaft kennt ihn die Geſchichte unter dem Namen »Ladislaus, der Kumane«. Gleich am Anfange ſeiner Regierungszeit mit 16—17 Jahren überließ er ſich Ausſchweifungen. Nur die Geſellſchaft von Kumaniern ſagte ihm zu. Er nahm ihre Gewohnheiten, ja ſelbſt ihre Tracht an. Raub, Erpreſſung, Unterdrückung und Plünderung waren an der Tagesordnung. In der Diözeſe tyranniſierte der Banus Stephan von Guth-Keled die Bevölkerung, und zwar mit Unterſtützung des Königs, der ihn in der biſchöflichen Reſidenzſtadt in ſeine Gnaden aufnahm. Anfangs Juli 1290 weilt der König noch beim Biſchof Gregor. Eine Woche darauf erreichte ihn unweit von Wardein ſein Schickſal. Man ſagt, die Liebe einer Kumanerin beherrſchte ihn ſo ſehr, daß er ſeinen Eid vergaß. Der Gemahl dieſer Frau tötete ihn. Biſchof Gregor bewachte auch ſeine Gebeine. Der benachbarte Biſchof von Wardein hätte es für Gotteslästerung gehalten, den Leichnam des als Heiden verſchrienen Königs in der dortigen Domkirche, in der Nähe des Grabes des heiligen Ladislaus beizuſetzen. Biſchof Gregor ließ die Ueberreſte des unglücklichen Königs nach Tſchanad überführen und dieſe in der Gruft der Georgskathedrale zur ewigen Ruhe beſtatten. Dies war der zweite königliche Leichnam, der in den Kirchen der Diözeſe eine Ruheſtätte fand. Dem Leben und Charakter des Biſchofs Gregor gibt ſein Umgang, das öftere Beiſammenſein mit dem König das Gepräge. Dieſer Umgang iſt mit Rückſicht auf die unbezähmte, gewiſſenloſe, genußſüchtige, ja ausſchweifende Lebensweiſe des Königs, deſſen ruhmloſen Tod ſie verurſachte, für Gregor nicht günſtig. Wenn es wegen ſeines geiſt-

lichen Berufes auch ausgeschlossen erscheint, daß er die sündhaften Leidenschaften des Königs angefacht und genährt hat, so ist doch nicht entschieden, ob er stets alle zur Verfügung stehenden Mittel gebrauchte, um die Seele des Königs zu retten und ihn durch Unterdrücken seiner sündhaften Neigungen auf den rechten Weg zu leiten. Die Reinheit und Aufrichtigkeit seiner Denkweise, sowie auch sein sittlicher Mut macht jene Tatsache zweifelhaft, daß er mit dem Könige bis zu dessen Ende in ungetrübtem Einvernehmen gestanden hat.

17. **Anton** (1298—1307) war Franziskanermönch, Vizekanzler, Vertrauter und glühender Anhänger des letzten Arpadenkönigs, Andreas III. und bis zu seinem letzten Atemzuge ein unerschütterlicher Bekämpfer der Ansprüche des Anjou-Hauses auf den ungarischen Thron. Als mit dem Hinscheiden des 13. Jahrhundertes die ewige Stadt zum ersten Male Schauplatz eines großzügigen Jahrhundertjubiläums war, pilgerte auch Anton dorthin, wo auch ein Prozeß des Wesprimer Bischofs gegen den Peterwardeiner Abt verhandelt werden sollte. Die erhabenen Momente, die Gegenwart des großen Papstes, Bonifaz VIII. und der vielen Pilger, die aus allen Richtungen der Welt herbeiströmten, ergriffen jedoch ihr Gemüt so mächtig, daß der Hader dem Wunsche nach Frieden und Versöhnung weichen mußte. Beide ersuchten Bischof Anton, Friedensrichter zu sein. Anton war auch in Audienz beim Papst. Mit Freuden berichtete er seinem König, wie überaus gnädig ihn der Vater der Christenheit empfing. König Andreas sandte hierauf seinen Gesandten zum Heiligen Stuhl und bat ihn, Bischof Anton zum Graner Erzbischof zu ernennen und die Unterstützung des Thronbewerbes Anjou zu unterlassen. Anton weilte noch eine Zeitlang in Rom und fertigte dort für die Klosterneuburger Kunibertskapelle einen Ablaßbrief aus. An den nach Aussterben des Arpadhauses (1301) mit gesteigerter Heftigkeit weitergeführten Thronstreitigkeiten nahm Anton einen noch bedeutenderen Anteil. Die sogenannte »Nationalpartei« wollte auf Grund des freien Wahlrechtes den mit den Arpaden verwandten gleichnamigen zwölfjährigen Sohn des Böhmen- und Polen-Königs Wenzel, auf den erledigten Thron erheben. Demgegenüber trachtete die Anjou-Partei, dem mit dem Herrscherhause ebenfalls verwandten Karl Robert die Krone zu erwerben. Anton war sowohl Karl Robert, wie seiner Partei abgeneigt. Er beteiligte sich am Landtage, welcher den böhmischen Kronprinzen ins Land rief, war Mitglied der Gesandschaft, welche diesem die Krone antrug, war im Gefolge,

welches Wenzel ins Land begleitete und bei der Verſammlung, welche ihn in der Ofener Frauenkirche zum König erwählte. Auch war er einer jener Prälaten, in deren Gegenwart der Erzbiſchof von Kalotſcha Wenzel mit der Krone des hl. Stephans krönte. Der Heilige Stuhl verurteilte ſein Vorgehen in ſcharfer Weiſe, nannte die bei der Krönung teilgenommenen Biſchöfe »Schuldgenoſſen« und verkündete Karl Robert als König von Ungarn, indem er gleichzeitig die Biſchöfe beauftragte, ihn als ſolchen anzuerkennen und verbot, den böhmiſchen Königsſohn als König von Ungarn zu betiteln oder zu unterſtützen. Anton widerſetzte ſich und verweigerte die Verkündigung der päpſtlichen Verordnung, als dieſe in den Domkirchen feierlich erfolgen ſollte. Der Heilige Stuhl entſandte ein Mitglied des Kardinalkollegiums, damit die Verkündigung in beſonders feierlicher Weiſe ſtattfinde. Zu der vom Kardinal feſtgeſetzten Zeit wurde Karl Robert durch die Erzbiſchöfe von Gran und Kalotſcha zum König ausgerufen, die Exkommunikation gegen jene Untertanen, welche die Huldigung verweigern, ausgeſprochen und deren Gebiet mit Interdikt belegt. Bei dieſer Verſammlung war auch Anton anweſend, den von ſeinem Standpunkte abzubringen auch dieſe ſtrenge Verordnung nicht vermochte. Dieſem Umſtande dürfte es zuzuſchreiben ſein, daß ihm der Graner Erzbiſchofſtuhl auch jetzt entging. Obwohl die Parteigegner des Kindes Wenzel dieſen nach und nach verließen, blieb Anton auch weiterhin ſein unerſchütterlicher Getreuer. Doch konnte er deſſen Sturz nicht verhindern: der böhmiſche König war genötigt ſeinen Sohn abzuholen. Anton beugte ſich auch nach Abzug Wenzels nicht vor Karl Robert. Als die Mehrheit der Biſchöfe Karl Robert nach Preßburg begleitete, ſchloß er ſich ihnen nicht an.

Der Umſtand, daß die bedeutenden Stützen Karl Roberts: Papſt Benedikt XI. und die zwei Erzbiſchöfe ſtarben, ſowie die lange Vakanz des päpſtlichen Stuhles erfüllten Anton mit neuen Hoffnungen. Als nach Wenzel der ebenfalls mit den Arpaden verwandte Otto von Bayern als Thronprätendent auftrat, unterſtützte Anton deſſen Beſtreben ebenſo eifrig, wie früher die Sache Wenzels und des Andreas. Der neue Papſt, Klemens V. war franzöſiſcher Abſtammung und bekannte ſich dadurch, daß er in ſeiner bisherigen Reſidenzſtadt, Bordeaux verblieb und ſich in Lyon krönen ließ, zur Partei der Anjou. Trotzdem ſchlug ſich Anton offen zu Ottos Partei, ja er ſetzte mit dem Weſprimer Biſchof dieſem die Stephanskrone aufs Haupt. Hiedurch verſchloß er ſich ſelbſt den Weg zur Gunſt Karl Roberts und infolgedeſſen zur

Hund des Heiligen Stuhles. Von seiner Ernennung zum Erzbischof konnte also nicht mehr die Rede sein. Der Bischof von Wesprim wurde unter Androhung des Pfründeverlustes zur Verantwortung wegen der Krönung Ottos vor den päpstlichen Hof nach Avignon gefordert. Von ähnlicher Vorladung verschonte der Tod Anton, dessen Verbindungen mit dem päpstlichen Legaten Beweise seiner Unterwerfung gegenüber dem Heiligen Stuhle geben und zeigen, daß einzig allein seine politische Ueberzeugung ihn dazu bewog, sich vom Thronkandidaten der römischen Kurie abzuwenden. Er setzte, wie die beharrlichen Männer überhaupt, sein Verdienst eher in seine Unerschütterlichkeit als in seine Klugheit. Vertrauend auf die Verwirklichung seines Zieles verharrte er auch dann bei seinen politischen Ansichten, als seine Parteigenossen die Partei umgestalteten und dieser eine entgegengesetzte Aufgabe stellten. So wurde er in Opposition gedrängt, zu deren Führer ihn seine kirchliche Würde erhob. Seine Prinzipientreue brachte ihn in Gefahr; denn in der Betonung derselben sahen seine einstigen Parteigenossen die Verdammung ihres Vorgehens, erblickten darin ihre Beleidigung und rechneten ihm dies als Sünde an. Trotz aller Verlästerungen enthielt er sich auch später des Opportunismus und trat für seine Ueberzeugung mutig und unerschrocken selbst gegen den Papst ein. Als im Widerstreite zwischen der Selbständigkeit seines Charakters und dem äußeren Laufe der Begebenheiten nicht nur seine Laufbahn gehemmt, seine Hoffnungen auf Beförderung vernichtet, sondern seine Stellung selbst erschüttert wurde, hielt er auch im ungleichen Kampfe gegenüber der entscheidenden Uebermacht der maßgebenden Kreise unerschütterlich an seiner Ueberzeugung fest bis in den Tod, der ihn vom voraussichtlich tragischen Ende des Streites erlöste.

18. **Benedikt** (1307—1332), der Schützling und Parteigänger Karl Roberts, beteiligte sich bei dessen Krönung in hervorragender Weise, indem er im Vereine mit seinen gleichgesinnten Bischofsgenossen diesem die, in Ermangelung der hl. Stephanskrone zu diesem Zwecke verfertigte Krone aufs Haupt setzte. Noch im Jahre seiner Bischofsernennung beschloß der König Temesvar zu seiner Residenzstadt zu erheben und befahl dort den Bau der Hofburg. Die Arbeiten wurden in Angriff genommen, wahrscheinlich auf jenem Platze, wo nach anderthalb hundert Jahren Johann Hunyadi das nach seinem Namen benannte Burgkastell errichten ließ. (Heute Artillerie-Kaserne.) Der König kam oft nach Temesvar den Bau zu besichtigen. Bischof Benedikt brachte die Huldigung dem königli-

chen Paare entgegen, als es mit ſeinem Gefolge und Hofſtaate in Temesvar eintraf und den königlichen Palaſt bezog. Hier verweilte die königliche Familie acht Jahre. Das Anſehen, welches die königliche Reſidenz der Stadt verlieh, war ein ungleich höheres als in unſerem demokratiſchen Zeitalter. Mit dem Einzuge der allerhöchſten Behörden geſellte ſich dem Glanze und der Pracht des Hoflagers der Ausdruck der Macht und der Stärke des Reiches bei und verbreiteten weit über die Landesgränzen den Ruf der Stadt. Ihr raſches Aufblühen hatte es dem regen Verkehr, dem Zuſtrömen der Fremden, dem fortwährenden Gehen und Kommen des Kriegsvolkes, dem Aufſchwung des Handels und Gewerbes, zumeiſt aber doch den aus der Hofburg nach allen Seiten ſtrömenden klingenden und anderweitigen Hilfsquellen zu verdanken. Zunächſt der Feſtung erhoben ſich Kirchen und Klöſter. Am Sankt-Georgs-Platze, an der Stelle des ſpäteren Prieſterſeminars wurde die Sankt-Georgskirche erbaut, die Hauptkirche der Stadt Temesvar, in welcher der vom Erlauer Domkapitel einſtimmig erwählte Tſchanad von Telegd zum Biſchof geweiht wurde. Die Pfarrkirche war dem heiligen Eligius geweiht. Der Pfarrer Johann war zugleich auch Domkapitular, obwohl das Kapitel in der damaligen biſchöflichen Stadt in Tſchanad reſidierte. Außer den die Pfarre verſehenden Diözeſangeiſtlichen ließen ſich hier auch Mönche nieder. Mit dem königlichen Hofe kamen Franziskaner (Minoriten) aus Italien. Die Beichtväter der königlichen Familie und der neapolitaniſchen königlichen Geſandten waren ebenfalls italieniſche Franziskaner. Der König erbaute eine Kirche und auch ein Kloſter für ſie ſüdöſtlich von der Königsburg. Das alte Kloſter der Dominikaner mit deſſen kleiner Kirche befand ſich auf einer Inſel, welche ſüdlich vom Burgſitz im Temeſchfluſſe lag. Hier wurde Königin Maria Katharina, die erſte Gattin von Karl Robert beerdigt. In der Burgkapelle verrichteten Hofgeiſtliche und die zum Beſuche des Hofes gekommenen Prälaten, in erſter Reihe Benedikt, zeitweilig den Gottesdienſt. Die Treue und die Anhänglichkeit zum Könige ſchmälerten aber keineswegs Benedikts kirchenfürſtliches Wirken. Im Sommer 1315 meldete er ſich mit dem Graner Erzbiſchof und dem Weſprimer Biſchof beim König um mit ihm, die Heilung der Bedrängniſſe des Landes zu beraten. Auch bei der früher (1308) vom Kardinal Gentilis zum Schutze der Kirche einberufenen Ofener Synode und dann (1318) bei der in Kalotſcha ſtattgefundenen Beſprechung nahm er teil, um den der Kirche zugefügten Beeinträchtigungen durch gemeinſames Vor-

gehen abzuhelfen. Benedikt ſcheint auch größere Reiſen unternommen zu haben, denn es blieb in Erinnerung, daß er (1309) in Slawonien mit dem Biſchof von Bosnien, von Wegelagerern geplündert wurde.

19. **Jakobus von Placentia** (1333—1343) war, wie ſein Name verrät, ein gebürtiger Italiener. Als Hausarzt des Königs Karl Robert, überſchüttete ihn dieſer mit Auszeichnungen und auch der Heilige Stuhl war ihm gnädig. Er wurde Domkapitular von Batſch, dann Propſt von Kalotſcha und Preßburg. Als Geheimkanzler des Königs erſchien er mehrmals in diplomatiſchen Sendungen beim päpſtlichen und neapolitaniſchen Hofe. Eine aufbewahrte Aufzeichnung berichtet, daß er als Biſchof (1334) einen Ofener Bürger betraute, ſein in Venedig hinterlegtes Käſtchen, welches eine mit Dukaten gefüllte Börſe enthielt, dort in Empfang zu nehmen. Bei der Wahl des Erzbiſchofs von Kalotſcha gaben einige Domkapitulare ihre Stimme zu ſeinen Gunſten ab, während andere für den Propſt von Fünfkirchen, Stephan von Karbach, ſtimmten. Die Angelegenheit kam vor den Heiligen Stuhl, vor welchem beide Kandidaten mit mehreren Domkapitularen erſchienen. Das Ergebnis der langen Verhandlungen war, daß der Agramer Biſchof, Ladislaus, Erzbiſchof von Kalotſcha, Jakob auf den vakant gewordenen Agramer Biſchofſtuhl erhoben und Stephan von Karbach Jakobs Nachfolger wurde. Jakob zeichnete ſich nicht nur durch diplomatiſche Gewandtheit, ſondern auch durch ſeine allgemeine Bildung aus. Aus dieſem Grunde und weil der heilige Gerhard auch ein Longobarder war, tauchte die Vermutung auf, daß Jakobus die Lebensbeſchreibung des letzteren und zwar durch ſeinen Domkapitularen Boniohannes de Campello verfaſſen ließ. Letzterer war vordem Kaplan des Papſtes Klemens VI., dann der Könige Karl Robert und Ludwig des Großen, wurde ſpäter Biſchof von Bosnien. Papſt Klemens beließ ihm, als er noch Domkapitular war und in Rom literariſche Studien betrieb, ſeine Pfründe auf fünf Jahre.

20. **Stephan von Karbach** (1343—1344). Indem er als Propſt von Fünfkirchen am päpſtlichen Hofe in Avignon weilte, erwarb er ſich ſowohl die Gunſt Benedikts XII., als Klemens VI. Der Heilige Stuhl beſtimmte ihn bereits 1337 zum Erzbiſchof von Kalotſcha, doch auf die Weigerung des königlichen Hofes unterließ er ſeine Ernennung. Karbach ſtand nur ein Jahr hindurch an der Spitze der Diözeſe, doch auch dieſes verbrachte er in Avignon, nachdem er zu ſeinem Vikar den Erzdechant von Bekeſch

beſtellte. Er mußte nicht nur ein äußerſt gewinnendes Weſen, ſondern auch beſondere geiſtige Gaben gehabt haben, denn der Heilige Stuhl gewährte ihm nicht nur alle ſeine Wünſche, ſo z. B. die Beibehaltung ſeiner Propſtei von Fünfkirchen, die Beſteuerung ſeiner Diözeſangeiſtlichen unter dem Titel »Liebesgabe«, ſondern betraute ihn auch mit der Erledigung mancher heiklen Angelegenheiten und ernannte ihn zum Biſchof von Weſprim, und dann zum Erzbiſchof von Kalotſcha. Er entſchlief 1348.

21. **Galhard de Carceribus** (1344—1345) war italieniſcher Abſtammung und der apoſtoliſche Geſandte Johann XXII., Benedikt XII. in Polen. Gelegentlich der Ausbreitung ſeines Wirkungskreiſes auf Ungarn, erlangte er die an der Diözeſe angrenzende Propſtei von Titel. Ebenſo wie ſein Vorgänger, fand auch er ſich während ſeiner kurzen Biſchofszeit in ſeiner Diözeſe nicht ein, ſondern verrichtete beim päpſtlichen Hofe in Avignon Dienſte. Dort wurde er zum Biſchof von Weſprim, dann zum Erzbiſchof von Brindiſi ernannt.

22. **Gregor II.** (1345—1350). Sein Stammneſt war Kopreinitz in der Agramer Diözeſe. Als Propſt von Tſchasma und Domkapitular von Agram war er Geſandte des Königs Ludwigs des Großen in Avignon. Der Heilige Stuhl ernannte ihn (1343) auf Wunſch des Königs zum Graner Domkapitular, — obwohl auf dieſe Pfründe der Kardinal-Biſchof von Porto zu Gunſten des Sohnes des Palatins Anſpruch erhob, — und dann am 7. März 1345 zum Biſchof. Er war bis zum Ende ſeines Lebens eine einflußreiche und beliebte Perſönlichkeit, ſowohl des Königs als auch des päpſtlichen Hofes. Für ſich und ſeine Verwandten machte er ſeinen Einfluß nur behufs Erlangung ſeeliſcher Gaben geltend: der Domkirche und der Kirche ſeiner Geburtsſtätte erwarb er Ablaßgewährung, ſeinem Beichtvater die Befugnis, ihm in ſeiner Todesſtunde einen vollkommenen Ablaß zu ſpenden. Aehnliche Gnaden bat er auch für ſeine nächſten Verwandten, beſonders für ſeine Geſchwiſter, Peter, Chala und Helene. Nichtdeſtoweniger trug er auch für das irdiſche Wohl der Geiſtlichen Sorge. Sein Kaplan Johann Ragdani von Dombro verdankte ſeiner Vermittlung dadurch die Biſchofsernennung des Boniohannes de Campello freigewordene Arader Erzdechanat und mehr als 15 Geiſtlichen verhalf er zu deren Ernennung zum Domkapitular. Er ſtarb in Agram 4. Mai 1350.

23. **Thomas von Telegd** (1350—1358) war ein Sproſſe des Adelsgeſchlechtes derer von Tſchanad und der Neffe des Graner Erzbiſchofs Tſchanad von Telegd. Er beſuchte ausländiſche Univerſitäten, wo er ſich großes Wiſſen erwarb. Er wurde vom Graner Propſt an die Spitze der Diözeſe geſtellt, in welcher ſeine Familiengüter lagen, dann wurde er Erzbiſchof von Kalotſcha und ſchließlich von Gran.

24. **Gregor III.** (1359—1360) wurde vom Wardeiner Kuſtos-domkapitular zum Biſchof erhoben. Als Hofkaplan und königlicher Rat Ludwigs des Großen ſpielte er eine bedeutende Rolle bei dem Friedensſchluß des Königs mit der Venezianiſchen Republik. Anläßlich ſeiner am 23. Oktober 1359 erfolgten Beſtätigung erlaubte ihm Papſt Innozenz VI. zu ſeiner Weihe den Biſchof ſelbſt zu erwählen, da dieſe ſonſt nur dem Erzbiſchof von Kalotſcha, als Metropoliten zuſtand. Im nächſten Jahre hauchte er ſeine Seele aus.

25. **Dominik Bebek** (1360—1373) entſtammte der berühmten und frommen Adelsfamilie Bebek von Pelſeöcz. Der jüngſte ſeiner fünf Brüder, Nikolaus, widmete ſich ebenfalls ſehr früh dem Prieſterberufe und wurde Erzbiſchof von Kalotſcha. Dominik beſaß Pfründen in den Domkapiteln von Gran, Fünfkirchen und Erlau, dann wurde er Zipſer Propſt, in welcher Eigenſchaft er zum Biſchof ernannt wurde. Der Heilige Stuhl verſetzte ihn nach Wardein, wo er am 31. Oktober 1374 verſchied.

Nach den kurzen Regierungszeiten der Biſchöfe 26. **Nikolaus** (1373—1375), 27. **Paul II** (1377—1379), 28. **Thomas II.** (1379 bis 1380) und des nachher auf das Agramer Bistum übergangenen 29. **Johann II.** (1380—1386) beſtieg 30. **Johann III.** (1386—1395) den Biſchofsthron. Er war früher Propſt von Ofen und mußte wohlhabend geweſen ſein, denn er übernahm die Bezahlung der apoſtoliſchen Kammer zukommenden Gebühren, mit welcher ſeine vier Vorgänger im Rückſtand blieben.

31. **Lukas von Orev** (1395—1397) entſtammte aus Orev jenſeits der Donau, wo ſich ſeine Familiengüter ausbreiteten. Er war der Sekretär der Königin Maria und als Propſt von Alt-Ofen, der Gründer und erſter Kanzler der dortigen Univerſität, welches Amt, ſowohl auch ſeine Propſtei er mit päpſtlicher Erlaubnis auch nach ſeiner Biſchofsernennung innehielt. Unter ſeiner Regierung zeigten ſich die Gefahren des ſpäteren Schreckens des Bistums, welche von Oſten her drohten. Nachdem die Türken

1396 den König und ſpäteren deutſch-römiſchen Kaiſer Sigismund bei Nikopolis beſiegten, drangen die feindlichen Heerſcharen in die Diözeſe ein und gelangten bis Temesvar. Neu-Petſch wurde niedergebrannt, die ganze Gegend geplündert und viele Bewohner in Sklavenketten weggeſchleppt. Solcher Verheerungen wurde das Bistum von nun an wiederholt teilhaftig. Nach anderthalb Jahren übernahm Lukas die Leitung der Wardeiner Diözeſe.

32. **Gregor IV.** (1397—1402). So wie am Ende des vergangenen Jahrhundertes ein Franziskaner-Biſchof, ſo regierten am Wendepunkte dieſes Jahrhundertes nacheinander zwei Franziskanerprälaten die Diözeſe. Gregor war vordem Biſchof von Sirmien. Einer erhaltenen Urkunde gemäß, ernannte er auf die Befürwortung des Obergeſpans von Temeſch, am 4. April 1400, Sebaſtian von Temesvar zum Pfarrer von Janova (Jenö).

33. **Dominik Nikolaus Marczali** (1404—1423) der Sprößling der berühmten Adelsfamilie Marczali war ebenfalls Franziskaner (Minorit). Sein Taufname war Nikolaus, ſein Ordensname Dominik (»Doſa«). König Sigismund, deſſen Hofkaplan er war, ernannte ihn 1398 zum Commendator-Abt der Benediktinerabtei von Martinsberg, in welcher Pfründe ihn Papſt Bonifaz IX. beſtätigte. Als Mönch lebte er ſich ſo ſehr in den Geiſt des Stiftes ein und wirkte mit ſolchem Erfolge, daß allgemein behauptet wurde: er regiert das Stift beſſer, als mancher Benediktinerabt. Sein beſonderes Anſehen bekundet auch jener Umſtand, daß die bezüglich des zwiſchen König Sigismund und Albert, dem Herzog von Oeſterreich 1402 zuſtandegekommenen Frieden verfaßte Urkunde von allen Aebten einzig und allein nur ſeinen Siegel aufweiſt. Im folgenden Jahre wurde das Bistum vakant. Ladislaus von Neapel, welcher auch nach dem Verlaſſen des Landes ſich als geſetzlicher König betrachtete, und deshalb auch die Ausübung der Patronatsrechte für ſich beanſpruchte, verwendete ſich beim Heiligen Stuhl für die Ernennung des Exzdechanten Paul. Papſt Innozenz VII. aber, obwohl er ſonſt dem König Ladislaus beſonders zugetan war, ging darauf nicht ein. Hierauf ernannte König Sigismund Marczali und um ſein Vorgehen als rechtmäßig erſcheinen zu laſſen, ließ er dieſen auch vom Domkapitel zum Biſchof erwählen. Nachdem im Sinne der Kirchengeſetze, ſelbſt der geſetzmäßig erwählte Prälat nur nach päpſtlicher Beſtätigung und Ablegung des Treugelübdes geweiht werden konnte, bezeichnete auch König Sigismund Marczali ſtets als »ge-

wählten Bischof, der Heilige Stuhl aber erklärte 1406 die durch Marczali erfolgten Domkapitularernennungen für nichtig, weil ihm damals die Bestätigung noch ermangelte. Nachdem am Ende seiner Bischofszeit die türkischen Einfälle die bischöflichen Güter unsicher machten, bestätigte König Sigismund (1421) die alten bischöflichen Grundherrenrechte in Form neuer Donation. Vikar war während seiner ganzen Regierungszeit — 20 Jahre hindurch — der Kantorkanonikus Peter von Lippa, welcher die Wiener Universität absolvierte.

34. **Ladislaus Marczali** (1423—1434), Sohn des einflußreichen Siebenbürger Woywoden, war ein Verwandter seines Vorgängers. 1417 als Dompropst ließ er sich mit seinem Kaplan Blasius von Tschanad an der Wiener Universität inskribieren, wo er mehrere Jahre hindurch Hörer der juridischen Fakultät war. Zum Bischofe ernannt, verlieh er seinem Kaplan die Salvatorpropstei, doch wurde letzterer noch in demselben Jahre Bischof von Siebenbürgen. Im vorletzten Jahre seiner Bischofszeit (1433) schlossen sich zahlreiche seiner Diözesanen dem Geleite Sigismundus an, um in Rom den Glanz der Feierlichkeiten anläßlich der Uebernahme der Kaiserkrone zu erhöhen. In demselben Jahre erteilte Papst Eugen IV. den Bosnischen Franziskanern die Erlaubnis, im Gebiete der Diözese, Keve (Kubin), Horom (Neu-Palanka), Tscheri, Orschova und Karansebesch Klöster zu erbauen. Nach seinem Tode blieb das Bistum drei Jahre unbesetzt.

35. **Peter von Remete** (1438—1457) war der Sprößling einer Adelsfamilie im Komitate Temesch. Vom Salvatorpropst wurde er Bischof. Urkunden beweisen, daß er sowohl beim königlichen, als auch päpstlichen Hofe überaus in Gnade stand. Ein königlicher Verleihungsbrief vom 1449 erwähnt, daß die Verleihung auf Verwendung des Bischofs Peter von Remete geschah. Der Papst machte 1455 die Erfüllung der Bitte des Bischofs von Sirmien, die Benediktinerabtei von Sankt-Gregor seinen bischöflichen Gütern anzuschließen, vom Gutachten Peters von Remete abhängig. Seine ganze Bischofszeit trägt das Merkmal der Türkengefahr. Die Vernichtung der Diözese verhinderte der Obergespan von Temesch, Johann Hunyadi. Diesem gebührt das Verdienst, in dieser verhängnisvollen Zeit das Zusammenhalten des Adels mit den Fronbauern zustande gebracht zu haben. In der Umgebung des heutigen Groß-Kikinda befand sich das Stammnest seiner Familie, Hollos, welches wahrscheinlich auch seine Geburtstätte

war. Seine Gemahlin erkor er aus der Nachbargemeinde. Im Gebiete der Diözeſe erſtreckten ſich ſeine ausgedehnten Güter, welche 3 Feſtungen, 8 Städte und mehr als 130 Dörfer in ſich ſchloſſen, von denen er mehrere als Belohnung ſeiner kriegeriſchen Verdienſte erhielt. Nach dem König war er der Meiſtbegüterte im Banat. Das Andenken ſeiner Ahnen, die ererbten und erworbenen Güter und viele andere perſönliche Gründe knüpften ihn an das Banat. Seine erſtaunlichen Kriegserfolge erweckten in der chriſtlichen Welt den Glauben, er ſei von Gott geſandt, die Macht der Türken zu brechen. Dieſen Glauben nährten auch Papſt Eugen IV. und ſein Geſandter, Kardinal Julian Ceſarini durch Aeußerungen welche dieſelbe Meinung ausdrückten. Nachdem der Heilige Stuhl ſämtliche chriſtliche Herrſcher zu einem gemeinſchaftlichen Kriegszug gegen die Türken unter päpſtlicher Führung anſeiferte und zu deſſen Koſten den zehnten Teil ſämtlicher kirchlichen Pfründen, und außerdem den fünften Teil aller päpſtlicher Einkünfte anbot, entſchloß ſich König Wladislaus I. auf Zuſprechen des Kardinals Ceſarini gegen die Türken in den Krieg zu ziehen. Der Sultan, hierüber berichtet, ſtellte ihm Friedensanträge. Zu ſeinem und zum Verderben des Landes und der ganzen Chriſtenheit ließ ſich der König in Verhandlungen ein und ſchloß 1444 in Segedin einen Frieden auf zehn Jahre. Gleich darauf gelangte die Nachricht des Dogen ein, daß die Schiffe des Papſtes, des Herzogs von Burgund und der Venezianiſchen Republik bereits gegen die Türken auslaufen. Der König und die Stände erklärten teils deshalb, weil ſie ihre Verbündeten nicht im Stiche laſſen konnten, doch auch deshalb, weil der Türke die im Friedensvertrage übernommenen und mit Eid bekräftigten Verpflichtungen nicht erfüllte, auf Ermunterung Ceſarinis, den Friedensvertrag für nichtig, was der Kardinal auch im Namen des Heiligen Stuhles feierlich rechtfertigte. Peter von Remete war auch zugegen und äußerte ſich für den Krieg. Das klägliche und ruhmloſe Ende des Krieges bei Varna (1444), wo auch der König, Ceſarini, und mehrere andere Prälaten den Tod fanden, iſt allgemein bekannt. Der entkommene Johann Hunyadi wurde Reichsverweſer und lenkte teils von ſeinem Palaſte in Temesvar, teils von ſeiner mit Baſteien wohlverſehenen Feſte zu Hollos aus, das Schiff des Landes. Peter von Remete ließ durch den Salvatorpropſt, Aquila, der zugleich Domkapitular und Domerzdechant war, dem in Ofen den Kreuzzug verkündigenden Johann von Capiſtrano eine Einladung übermitteln und auf die Antwort Capiſtranos wiederholte

er dieſe mit der Beifügung, daß man ihn in ſeiner Reſidenzſtadt ſehnlich erwarte. Capiſtrano konnte aber nicht abkommen. 1449 pilgerte Peter von Remete in das Heilige Land und nachdem er den weltberühmten Sieg Johann von Hunyadis und Capiſtranos bei Belgrad noch mitfeiern konnte, verblich er im folgenden Jahre.

36. **Albert von Hangach** (1457—1466) ſtammte aus Hangach in der Erlauer Diözeſe. Nach Beendigung ſeiner Studien an der Wiener Univerſität, erwarb er ſich in Bologna das Doktorat der Rechte. Dann wurde er Vizekanzler des Königs Ladislaus V. und Dompropſt von Erlau. Mit dem Säbel in der Hand nahm er am Feldzuge in Varna teil. Deshalb erbat er im nächſten Jahre (1445) die päpſtliche Dispens: »Sintemalen er in den gegen die Feinde des Kreuzes geführten Kriege ſich beſchützend und für das Chriſtentum kämpfend, einige Türken niederhieb.« Auf Wunſch des Königs, die Witwe Hunyadis mit ihm zu verſöhnen, zog er mit einem glänzenden Gefolge nach Hermannſtadt zum Wohnorte der verwitweten Reichsverweſerin. Die Bewohnerſchaft von Hermannſtadt, aufgebracht gegen den ſeines Anſehen gänzlich entblößten König, überfiel unter Anführung ihres Schulzen vor der Stadt den Biſchof Albert und da dieſer ſich gegen die beiläufig 600 köpfige Menge nicht verteidigen konnte, nahm ſie ihn ſamt ſeinem Gefolge gefangen und hielt ihn zwei Wochen hindurch in Haft. Nach dem Tode Ladislaus V. ernannte ihn der Reichsverweſer Michael Szilagyi zum Biſchof und erwirkte mit Unterſtützung des bei ihm weilenden päpſtlichen Legaten, des Kardinals Johann Carvajal, auffallend raſch die Beſtätigung des Heiligen Stuhles. Schon am Anfange ſeiner Biſchofszeit wiederholten ſich die Einfälle der Türken, deren Plünderungen ſich auf die Gegend über Temesvar bis Tſchanad und Arad erſtreckten. Zur Abwehr der Gefahr, ſollte die Domkirche mit Baſteien verſehen werden. König Matthias Corvinus unterſtützte dies Vorhaben des Biſchofs und wandte ſich an den Heiligen Stuhl, damit die nötigen Koſten vom Domkapitel, dem Patronatsherren der Biſchofſtadt, eingehoben werden. Von nun an wird die biſchöfliche Reſidenz unter den Feſtungen erwähnt. Albert von Hangach erwirkte beim Heiligen Stuhle, daß jene, welche binnen zehn Jahre die Domkirche am Sankt-Georgs- und Sankt-Gerhardstage beſuchen und zu ihrer Befeſtigung beitragen, eines vollkommenen Ablaſſes teilhaftig werden. Im Auftrage des Königs Matthias wurde er der Führer jener Landesabordnung, welche am Kongreſſe zu Mantua unter dem Vorſitze Pius II. die Pläne

des von den chriſtlichen Fürſten gegen den Türken beabſichtigten Krieges feſtzuſetzen hatte. Albert von Hangach ſchilderte ſchon in ſeiner Begrüßungsrede die gefährliche Lage, in welche ſeine Diözeſe und mit ihr auch das ganze Land durch die Kriegsvorbereitungen des Sultans geriet. Er erörterte, daß der König nur dann ſich mit Erfolg verteidigen könne, wenn der Papſt ihn mit Geldhilfe unterſtützt und den Kaiſer zum Fallenlaſſen ſeiner feindlichen Abſichten bewegen könnte. Pius II. verſprach die Wünſche des Königs zu erfüllen und überreichte ſogleich als erſte Hilfe 20 000 Dukaten, welche Summe er — da ſeine Kaſſa leer ſtand — ſich erſt erborgen mußte. Die Verdienſte Alberts von Hangach fanden nicht nur in ſeiner Diözeſe Würdigung, ſondern auch im ganzen Lande, ja ſelbſt bei den ausländiſchen Höfen, beſonders aber beim Heiligen Stuhle. Man wandte ſich an ihn als Schiedsrichter, und es gelang ihm auch viele zwieträchtige Großen zu verſöhnen. Der Heilige Stuhl betraute ihn in einer ſtrittigen Sache mit dem Richteramte. Wilhelm, der Herzog von Sachſen, bat nach dem Tode Ladislaus V. ebenfalls ſeine Mithilfe zur Unterſtützung der Thronanſprüche ſeiner Gemahlin, der älteſten Schweſter des verſtorbenen Königs.

37. **Johann von Szokol** (1466—1493) war der Sohn des Temeſcher Obergeſpans Peter. Kaum beendete er ſeine Studien, wurde er ſchon zum Domkapitular von Wardein und, obwohl er nur die niederen Weihen erhalten hatte und dazu kaum ſein 26. Lebensjahr erreichte, ernannte ihn Matthias Corvinus zum Biſchof, in welcher Würde ihn Papſt Pius II. bereits nach zwei Monaten, mit Nachſicht des Alters, beſtätigte. In ſeiner Diözeſe wirkte gleichzeitig mit ihm ſein Verwandter, Michael, als Dompropſt, und ſein Vetter, Franz von Szokol, als Propſt von Arad. Im Auftrage des Heiligen Stuhles verhandelte er in Gemeinſchaft mit ſeinem Dompropſten und dem Kleinpropſten eine ſtrittige Patronatsangelegenheit des Benediktinerſtiftes von Fünfkirchen-Wardein. Außerdem wurde er mehreren päpſtlichen Betrauungen teilhaftig. Er war nicht nur ein eifriger Oberhirt, ſondern auch ein tüchtiger Oekonom: er brachte die Biſchofsgüter in Ordnung. Seine Ernennungstaxe, 900 Gulden, entrichtete er in einer Summe zur Gänze, was ein ſeltener Fall war, da die meiſten ſeiner Vorgänger nur mit ſchwerer Mühe dieſer Verpflichtung nachkamen. Ihn aber beglückten weder die früh erreichten Würden, noch die reichlichen materiellen Güter, noch die Gunſt des Papſtes und des Königs. Seine Seele ſehnte ſich nach Zurückge-

zogenheit in die Einsamkeit. In der Blüte seines Lebens, in seinem 44. Lebensjahre trat er in den Paulinerorden ein und verbrachte seine Tage nach den strengen Ordensregeln in Abtötung, Entsagung und mit der Pflege der Wissenschaft, im Rufe der Heiligkeit. Sein im Paulinerkloster zu Czenstochowa bewahrtes Bildnis stellt ihn als »seligen« Paulinerbischof dar.

38. **Lukas Baratin** (1493—1500) wurde aus dem Schoße des Domkapitels noch zu Lebzeiten seiner in Segedin wohnenden Eltern zum Bischof erhoben. Früher war er königlicher Schatzmeister in Ofen, wo er sich ein Haus erwarb, welches er während seiner Bischofszeit seiner Schwester und deren Gatten, dem Ofener Bürger, Eberhard Mülner, schenkte. Die Segediner Demetriuskirche bereicherte er mit einer bedeutenden Stiftung, obwohl die bischöfliche Einkünfte infolge der beständigen türkischen Streifzüge schon so sehr geschmälert waren, daß der Heilige Stuhl sich entschloß, die Güter der Sankt-Gerhard-Abtei jenen der bischöflichen anzuschließen. Später wurde er Bischof von Agram, wo er, ebenfalls zum Schutze gegen die Türken, große Opfer brachte: er umgab die Domkirche, welche in einem Grabstein sein Andenken bewahrt, mit Basteien.

39. **Nikolaus von Chak** (1500—1514) beendete seine Studien an der Universität zu Padua. Von seinen Stammgütern lagen ungefähr 10 Dörfer im Gebiete der Diözese, zumeist im Temescher Komitate. Seinen Familienverbindungen konnte er es zuschreiben, daß Wladislaus II. ihn in jungen Jahren zum Bischof ernannte. Der Heilige Stuhl bestätigte ihn aber erst nach Jahren, dann aber erlaubte er ihm, um sich gegen die Türken besser verteidigen zu können, die Güter der berühmten Egreſcher Abtei mit jenen des Bistums zu vereinigen. Vornehmlich aber machte die Gräßlichkeit seiner Todesart seinen Namen denkwürdig.

Der Graner Erzbischof, Kardinal Thomas Bakocz verkündete 1514 mit Genehmigung Leo X. den Kreuzzug gegen die Türken, — zu welchem Zwecke der Papst eine bedeutende Geldunterstützung anbot, — und stellte Georg Doſa, an die Spitze des Heeres, in welches sich viel zusammengelaufenes Gesindel hineindrängte. Der Sultan erwartete nicht den Angriff, sondern brach in Dalmatien ein. Hierauf erhielt Doſa den Befehl sein Heer dorthin zu führen. Unter seinen bunt zusammengeworfenen Scharen befanden sich auch viele Glücksjäger aus Deutschland, welche den blutigen Aufstand der deutschen Bauern gegen ihre Landesväter und den Adel lobprießen und mit den aus Mähren hergezogenen

Huſſiten die Fronbauer dazu aufhetzten, die Steuerverpflichtungen und die Dienſtleiſtungen ein für allemal zu verweigern. Da die Frühjahrsarbeiten Arbeitshände verlangten, das betörte Volk aber den Robot verweigerte, wurde es von den Grundherren ſtellenweiſe mit unerbittlicher Strenge, ja ſelbſt mit Grauſamkeit zur Arbeit gezwungen, worauf die aufgewiegelte Horde mit Drohungen Doſa beſtürmte, ſie zuerſt gegen die Adeligen zu führen. Die Meuterei brach aus: die Grundherren wurden erſchlagen, aufgeſpießt, in Stücke zerhackt, die Edelhöfe niedergebrannt; es wurde geraubt, geplündert und allerlei Unweſen getrieben. Der König ernannte zur Unterdrückung der Zügelloſigkeiten den Temeſcher Obergeſpan, Stephan Bathory zum Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, welche eine bedeutende Zahl ausmachten. Doſa entwürdigte ſein bisher aus »Kreuzritter« beſtandenes Kriegsvolk zu erbärmlichen Freibeutern und beorderte ſeinen Unterfeldherrn mit einem größeren Heerhaufen eine Fort in der Gegend der biſchöflichen Stadt zu beſetzen, damit er dann mit ſeiner ganzen Armee dort die Maroſch überſetzen könne. Dieſer nahm zwar die Fähre bei Tſchanad ein, doch die vom Obergeſpan Bathory und Nikolaus Chak befehligten Scharen überrumpelten ihn, ſprengten ſeine Soldaten auseinander, und trieben die in Flucht gejagten Leute in die Maroſch. Sie ſelbſt ſchlugen dann bei Nagylak das Lager auf und feierten bei Geigenſpiel und dem Klange von Holztrompeten den erfolgreichen Ausgang des Scharmützels als einen glänzenden Sieg. Doſa ſammelte unterdeſſen die Reſte der geſchlagenen Truppen ſeines Unterfeldherren zuſammen und nahm zwiſchen Nagylak und Tſchanad gegen das königliche Heer Stellung. In Nagylak, wo der Grundherr durch Vermitlung ſeiner Gemahlin, die eine Huſſitin war, Huſſiten anſiedelte, ſchloſſen ſich letztere den Kriegsleuten Doſas an, worauf dieſer bei Tagesanbruch das Lager der Adeligen überfiel und nach kurzem Kampfe zerſtörte. Dem Großteil der zerſtreuten Krieger, darunter auch Bathory, gelang es nach Temesvar zu entkommen. Nikolaus von Chak wurde aber auf der Flucht an der Maroſch ergriffen und gefeſſelt vor Doſa geführt, welcher ihn mit dem Kopf abwärts ſpießen ließ. Dann führte Doſa ſeine Scharen gegen die Biſchofſtadt, welche er, ebenſo wie Nagylak, niederbrennen ließ. Die uralte Stadt ging in wenigen Stunden in Flammen auf. Der Klerus rettete ſich, doch der Sarg des heiligen Gerhard und ein großer Teil der Kirchenſchätze fielen in die Hände der Meuterer. Hierauf durchzogen ſie ſengend und brennend die Diözeſe. Arad wurde eingenommen und das Ka-

pitelarchiv zerſtört; Vilagoſch (Schiria), Solymos und Lippa zur Uebergabe gezwungen. Von ſeiner Abſicht, längs der Maroſch nach Siebenbürgen einzufallen, ſtand Doſa ab, da er erfuhr, daß der Siebenbürger Woywode Johann Zapolya mit ſtarken Truppen gegen ihn zieht. Er wendete ſich zurück nach Temesvar, wo mit Bathory ein großer Teil der Adeligen mit Frauen und Kindern bedrückt den Ausgang der Gewalttätigkeiten erwarteten. Der Pöbelhaufen Doſas, geſchützt von der Waldung, beſchoß mit Kanonen von der heutigen Fabrik-Vorſtadt die Feſtung. Er beabſichtigte die Stadt beſchirmende Bega (Kleine-Temeſch) in die zunächſt liegende Große-Temeſch abzuleiten. Dies verhinderte zwar Bathory, doch gelang es Doſa das Bega-Waſſer in die Sümpfe abzuleiten, worauf er mit größeren Kanonen in nächſter Nähe die Stadt beſchießen konnte. Die Lage der Stadt wurde immer verhängnisvoller, denn der Nahrungsvorrat ging zur Neige. Die Bedrängnis erreichte bereits den höchſten Punkt, als Zapolya mit ſeinem Heere erſchien und die Belagerer gänzlich niederwarf. Den Tod der auf Befehl Doſas Hingerichteten ahndete Zapolya damit, daß er Doſa durch zigeuneriſche Henker auf einen glühenden Eiſenthron zerren und auf ſein Haupt eine feurige Krone ſetzen, dann ſeinen verbrannten Körper vierteilen ließ. Dies ſchauderhafte Geſchehnis ereignete ſich am rechten Ufer der Kleinen-Temeſch, an jener Stelle wo damals die Todesurteile vollſtreckt wurden, und ſich heute die künſtlich ausgeführte Marienſtatue erhebt. Einſt befand ſich dort in der Nähe eine Marienkapelle, deren verwitterte Mauern noch bei der Rückeroberung Temesvar (1716) beſtanden.

40. **Franz von Csahol** (1514—1526). Wie ſein Vorgänger verdankte auch er ſeine als Unmündiger erlangte Biſchofsernennung, ſeinen verwandſchaftlichen Verbindungen, ganz beſonders aber jenem außerordentlichen Umſtande, daß König Wladislaw II. die zunächſt erfolgende Biſchofsernennung ſeinem Verwandten, dem Obermundſchenk, Michael Paloczy überließ, der dann dies Vorzugsrecht, nach dem Tode Nikolaus von Chak, zu Franz von Csahol's Gunſten ausübte. Nur der Jahrhunderte hindurch geduldete Mißbrauch der Patronatsrechten konnte das Einſchleichen dieſes »Vorrechtes« ermöglichen. Bereits nach dem Tatarenzuge (1241), machten die Könige den Dom- und Kollegiatkapiteln zur Pflicht, vor Abhaltung der Biſchof- bezw. Propſt-Wahl den Wunſch des Königs betreffs der auserkorenen Perſon zu ermitteln. Nachdem der offenbarte Wunſch aber zugleich als Weiſung galt, iſt es leicht erklärlich, daß an die Spitze des Bistums und der Propſteien, beſonders jener von

Arad, gar oft königliche Kanzler gelangten. Sigismund (1387—1437) behielt ſich 1404 die Verleihung ſämtlicher Pfründen vor. Obwohl dieſe Berechtigung der Heilige Stuhl ihm nie zuerkannte, übte tatſächlich doch Sigismund dieſes Recht aus, ſelbſt in bezug der kleineren Kapitelpfründen, und da der Heilige Stuhl dies nicht verhindern konnte, bürgerte ſich die Gewohnheit ein, daß die Päpſte die königlichen Ernennungen beſtätigten, beziehungsweiſe erneuerten. Matthias Corvinus (1458—1490) betrachtete die Kirchengüter als Staatsvermögen. Sein Nachfolger, Wladislaw II. (1490—1516) beſchenkte einzelne Magnatenfamilien mit den Patronatsrechten auch bezüglich der Beſetzung von Bistümern. So erhielt Paloczy das Patronatsrecht des Bistums, und Franz von Csahol den Biſchofsthron. Der Heilige Stuhl aber zog die Beſtätigung ſechs Jahre hindurch in die Länge und ſelbſt dann war noch die Altersgenehmigung notwendig. Noch elf Jahre nach ſeiner Biſchofsernennung (1525) meldete der Venezianiſche Geſandte am Hofe Ludwigs II., Vinzenzo Guidoto, daß der »aus guter Familie entſtammte« Franz von Csahol wohl »ein gelehrter Mann«, doch im ganzen nur 29—30 Jahre alt ſei. Franz von Csahol diente übrigens der Chriſtenheit nicht nur mit Opferwilligkeit, ſondern vergoß auch ſein Blut für ſie. Schon der Landtag 1498 verpflichtete den Biſchof 100, und die in der Diözeſe gelegenen Komitate, nach je 24 Häuſern, einen vollkommen ausgerüſteten Reiter zu ſtellen. Der Landtag 1504 welcher das adelige Aufgebot anordnete, verpflichtete den Biſchof entweder 50 Reiter zu ſtellen oder 1500 Gulden zu bezahlen. Franz von Csahol ſtellte (1526) die geforderte Truppe und führte ſie perſönlich nach Mohatſch, wo er ſich mit dieſer dem Heere des Königs anſchloß. Dort fiel er auch mit ſeinem König, und mit ſechs ſeiner Biſchofsgenoſſen, ferner mit dem erwähnten Stephan Bathory, dem vormaligen und mit Peter Perenyi, dem derzeitigen Temeſcher Obergeſpan, mit vielen ſeiner Geiſtlichen und allen ſeinen Mannen, in der Blüte ſeiner Jugend. Die Diözeſe ging dann unaufhaltſam und mit Eilſchritten ihrem Verderben entgegen.

41. **Johann Gerwan von Muſina** (1526—1529). An Stelle des am Schlachtfelde zu Mohatſch gefallenen Königs wählte man zwei Könige: Johann von Zapolya und Ferdinand von Habsburg. Die Auswirkungen des Parteihaders verdarben das ganze Land, beſonders aber die Diözeſe. Gerwan wurde vom König Johann ernannt, doch übertrat er mit den Großen ſeiner Diözeſe alsbald zur Partei Ferdinands, welcher ſeine Ernennung erneuerte.

Obwohl er die päpſtliche Beſtätigung nicht erhielt, übte er doch alle Biſchofsrechte aus. Sein Vikar war Weihbiſchof, Domkapitular Albert. Mit den übrigen Anhängern Ferdinands, unter denen ſich auch der Siebenbürger Biſchof, Nikolaus Gerendi befand, beſtärkte er nicht nur die Ungarn, die Sekler und die ſächſiſchen Städte in ihrer Königstreue, ſondern beſtrebte ſich durch diplomatiſche Verhandlungen auch die Unterſtützung der Woywoden der Moldau und Muntenien zugunſten Ferdinands zu erwerben. Sein Bemühen blieb aber erfolglos, ja es ſchlug fehl, denn die Truppen des Moldauer Woywoden kämpften an Seite des Königs Johann gegen Ferdinand. Das Heer des Moldauer Woywoden Peter Rares drang in Siebenbürgen ein und nachdem die Sekler zu den Rumänen übergingen, wurden die zum Teil von den erwähnten zwei Biſchöfen geführten Truppen Ferdinands aufs Haupt geſchlagen, wobei auch Gerwan ſein Leben einbüßte. (22. Mai.) Er war ſomit bereits der dritte jener Biſchöfe, welche nacheinander im Kampfe fielen.

42. **Johann Bonzagno** (1529—1537) wurde in Italien, in Reggio geboren. Als Doktor beider Rechte kam er mit Hippolyt von Eſte ins Land und regierte als deſſen Vikar die Erlauer Diözeſe. Gleich anfangs ſchloß er ſich Zapolya an und blieb ihm unerſchütterlich treu in Glück und Unglück. Die diplomatiſchen Geſchäfte, mit denen ihn der König betraute, führten ihn öfter nach Venedig. Er wurde Dompropſt von Wardein und nach Gerwans Tod, deſſen Nachfolger. Seine Biſchofszeit leiteten traurige Ereigniſſe ein. Schon im Sommer 1529 drangen die Freibeuterſcharen des Belgrader Befehlshabers, Bali Bejs in das Gebiet der Diözeſe. Sengend und brennend zerſtörten ſie die Kirchen, machten viele zu Gefangenen, welche ſie als Sklaven wegſchleppten. In dieſer Zeit ging die ſchmucke Ortſchaft Lowrin (Lorant) zugrunde, da die Fronbauer insgeſamt für immer davongingen. Der Anhänger Ferdinands, Valentin Török, welcher damals ſchon Proteſtant war, benützte die Abweſenheit Bonzagnos und Zapolyas zur Ueberrumpelung der biſchöflichen Feſte, raffte die in der Domkirche gefundenen Gold- und Silbergegenſtände alle zuſammen und überführte ſie jenſeits der Donau. So gingen auch jene Reſte der Kunſtſchätze der Kathedralkirche verloren, welche die Räuberhorden Doſas übrig ließen. Inzwiſchen machte zu dieſer Zeit auch die Kirchenſpaltung erhebliche Fortſchritte. Die Reformation hatte um 1526 erſtaunlich ſchnell unter allen Klaſſen viele Anhänger und bei den Großen des Landes mächtige Beſchützer gewonnen. Der Temeſcher Graf

Peter Perenyi war einer der erſten Magnaten, welche ſich zum evangeliſchen Glauben bekannten, und die Sache desſelben mächtig förderten. Auch Georg von Brandenburg war ein entſchiedener Anhänger der Reformation und bemühte ſich derſelben ſeinen Schutz zu gewähren. Als Prediger kommen in Betracht: Johann Vida, Benedikt Abadi, Stephan Kiſch von Segedin, Chriſtoph Lippai und Sigmund Endredi

Nach zweijähriger Sedisvakanz beſetzten beide Könige das Bistum. Zapolya ernannte den Weißenburger (Karlsburger) Domkapitularen 43. **Johann Barlabaſſy** (1539—1552), den der Heilige Stuhl 1539 auch beſtätigte. Ferdinand hingegen erhob den Propſten von Stuhlweißenburg, 44. **Franz Ugody** (1539—1552) zum Biſchof. Das Episkopat ſelbſt aber war bloß ein nominelles, denn die ganze Macht lag in den Händen des Paulinereremiten Georg Utjeſenovich, welcher als Kirchenfürſt, Staatsmann, Premierminiſter, Befehlshaber und Gouverneur in einer Perſon, das ganze kirchliche und weltliche Regiment führte, und ſeit dem Tode Bonzagnos die Biſchofsgüter für Heereszwecke dem Hauptmann der Biſchofsburg zur Verfügung ſtellte. Immerhin hatte er noch das Vermögen, den Türken von der Verwüſtung der Diözeſe abzuhalten. Nach ſeiner Ermordung (17. Dez. 1551.) erachtete ſich aber der Sultan ſeiner Verſprechungen entbunden und forderte dieſen Landesteil unmittelbar für ſich.

Kreuz und Halbmond.

Ende Juni 1552 wurde Temesvar von den Türken belagert und nach kurzem Sturm eingenommen. Selbſt Stephan Losſonczy, der tapfere Kommandant der Stadt geriet in Gefangenſchaft und wurde enthauptet. Hierauf wurde das ganze Diözeſangebiet, die Biſchofſtadt Tſchanad mit inbegriffen, binnen drei Monaten durch den Islam unterjocht. Dabei gingen die Archive und mit dieſen die vielhundertjährigen ſchriftlichen Denkmäler der Heimatsgeſchichte zugrunde. Es begann der düſterſte Zeitabſchnitt der Geſchichte des Bistums. Dieſe an Kataſtrophen und Unglücksfällen reiche Periode hatte eine ununterbrochene Reihe von Vernichtungen und Blutvergießen zur Folge. In dieſer Zeit

verſchwanden insbeſondere auch viele architektoniſche Kunſtwerke ſpurlos, denn was die Gewalt übrig ließ, wurde herrenloſes Gut, von dem jedermann das und ſo viel aneignen konnte, als er wollte.

Ueberaus traurig war das Los der Bevölkerung. Auch früher trafen die Diözeſe harte Schläge. Ihre Kirchen und andere Gebäude wurden ſeit dem Einfalle der Tataren (1241) wiederholt zerſtört, doch die Zeit der Trauer wurde ſtets von Stunden der Freude, der Begeiſterung und Weihe unterbrochen. Die Erben des heiligen Gerhard, die Biſchöfe und das Domkapitel, ſchafften die Trümmer ſtets hinweg und bauten die niedergeriſſenen Altäre wieder auf, ſo daß die Diözeſe wie ein Phönix ſtets verjüngt aus ihrer Aſche ſich emporſchwang. Die Generationen, die unter der türkiſchen Botmäßigkeit ſchmachteten, warteten vergebens auf die Morgenröte ſchönerer Tage. Ihre Oberhirten weilten weit von ihren Herden, heimatlos, in der Ferne.

Es war vorauszuſehen, daß die Türken den von den Habsburgern ernannten Biſchöfen die unmittelbare Ausübung der biſchöflichen Jurisdiktion nicht zugeſtehen würden, weil dadurch nicht nur die Ausbreitung des Islams verhindert worden wäre, ſondern auch die weltliche Macht des Sultans Einbuße erlitten hätte und das Anſehen der Habsburger geſtiegen wäre. Auch war der Biſchof als Kirchenfürſt ein mit Grundherrenrechten ausgeſtatteter Magnat eines von den Türken bedrängten Landes, welcher Umſtand es ebenfalls unmöglich machte, den ihm gebührenden Platz während der Herrſchaft des Krummſäbels zu behaupten.

Unter ſolchen Umſtänden ruhte das Amt der Biſchöfe. Es behauptete ſich in kaum mehr als ſeinem Namen. Die Jurisdiktion der aus ihrer Diözeſe verdrängten und in anderen Aemtern wirkenden Prälaten glich faſt jener der Biſchöfe »in partibus infidelium«, »in den Ländern der Ungläubigen«, und ſie mußten ſich mit den Pfründen der neben ihrem Biſchofstitel innegehabten Propſtei oder Domkapitularſtelle begnügen.

Die türkiſche Schreckensherrſchaft zerſtörte die Kapitel, vernichtete die Stifte, Klöſter und Pfarren. Während aber den obdachloſen Kapitularen andere Kapitel, den Mönchen die übriggebliebenen Ordenshäuſer neue Unterkunft boten, entbehrten die Seelſorgegeiſtlichen nicht nur den Unterſtand, ſondern ſie wurden, entblößt von allen Habſeligkeiten, dem Elend preisgegeben. Ihr ganzer Stand ging ſpurlos zugrunde, ohne daß der Name oder das Schickſal eines einzigen bekannt geblieben wäre. Die Domſchule, das damalige Prieſterſeminar, wurde vernichtet und ſomit der Diözeſanklerus

dem Aussterben überliefert. Wenn sich auch Anzeichen ergeben, daß manche Bischöfe zuweilen in anderen Seminarien Priester zu erziehen trachteten, so finden sich doch keine Spuren, daß in diesem ganzen Zeitabschnitt ein Diözesangeistlicher Seelsorgedienste geleistet hätte. Selbst in Temesvar war, kaum ein Menschenalter nach der Einnahme, kein Weltpriester mehr.

Als man in den ersten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts im Auftrage des Heiligen Stuhles das Bistum besuchte, fand man die hier wohnenden Christen selbst bezüglich der Grundbegriffe der Religion bedauernswert unerfahren. Viele kannten nicht einmal das »Vater unser«, das »Ave Maria« und den »Glauben«; denn niemand war, der sie unterrichtet hätte. Der größte Teil der Christen wohnte in der »Temesvarer Provinz«, doch da Priester fehlten, schleppten sie ihr Leben ohne Sakramente hin, und Kinder starben ungetauft. Bereits Mitte des XVII. Jahrhunderts bestanden selbst an den bedeutsamsten Ortschaften keine organisierten Pfarren mehr. Die Pfarrkirchen, deren Anzahl vor Einbruch der Türken jene der heutigen Pfarrgemeinden überwog, verschwanden während der Türkenzeit bis zur letzten in solcher Weise, daß selbst die Zeit und Art ihrer Zerstörung nicht festgestellt werden können.

Das charakteristische Merkmal der Pastoration während der türkischen Botmäßigkeit offenbart sich als die vollständige Verlassenheit seitens des Diözesanbischofs und der Patronatsherrschaft. Letztere flüchteten, ersteren wurde der Aufenthalt untersagt. Die einstens mächtige und reiche katholische Kirche schien aus der Gesamtkirche herausgerissen und sank herab zu einer gnädig geduldeten Kirche armer Rajahs, welche sich kümmerlich aus eigenen Mitteln durchbringen mußte. Von allem Schutze entblößt waren die Diözesanen gezwungen sich auf die eigenen Füße zu stellen, die Seelsorge selbst zu organisieren und dem Glaubensleben die Nahrung von den einzelnen isolierten Versammlungen zuzuführen, welche auf demokratischer Grundlage, ja fast gelegentlich zustande kamen.

Die Ausübung der illusorisch gewordenen bischöflichen Jurisdiktion ging auf den Heiligen Stuhl über; die Aufgabe des in Ermangelung eines Nachschubes ausgestorbenen Diözesan-Weltklerus übernahmen Missionsmönche, deren Ausbreitung weder Diözesan- noch Landesgrenzen beschränkten, und zwar in erster Linie die Franziskaner und später die Mitglieder der Gesellschaft Jesu aus Siebenbürgen. In groben Kutten, im

Bundſchuhen oder barfüßig ſuchten dieſe, oft unter Lebensgefahr die vor den Türken geflüchteten Gläubigen auf, tauften die auf öden Pußten, in Röhrgebüſch und auf den ſchwimmenden Flößen der Sümpfe geborenen Säuglinge, ſegneten den Ehebund und verbrachten unter unſäglichen Entbehrungen Monate mit ihnen. Sie erzogen das Volk nicht nur durch den Unterricht in der Religion, ſondern auch durch Anleitung zur Kultur im allgemeinen. Ihre Klöſter und Schulen umgaben ſie mit Gärten, welche das Volk die Gärtnerei liebgewinnen ließen. In ihren Berichten an den Heiligen Stuhl verglichen ſie die Verlaſſenheit des Bistums mit der Hilfloſigkeit, welche in fernen Indien empfunden wird, und verlangten von Rom Mitarbeiter, da es ihres Erachtens angezeigter wäre, ſtatt nach dem entfernten Oſten hierher Miſſionare zu entſenden, wo ſich dem Apoſtolat ein dankbarerer Boden biete als unter den Wilden.

Wo es zuträglich war, bauten ſie ſich kleine klöſterliche Niederlaſſungen, die oft zwar nur aus einer Hütte oder einem beſcheidenen Häuschen beſtanden, aber als Unterſtände eine große Bedeutung hatten, da von dort aus die weiten und beſchwerlichen Miſſionsreiſen angetreten wurden. Später erweiterten ſich dieſe primitiven Unterſtände zu bedeutenderen Miſſionsreſidenzen, zu Miſſionskolonien, welche ihren Bewohnern ſchon größere Erleichterungen bieten konnten. Solche Miſſionszentralen erſtanden in Temesvar, Kraſchova, Lipp-Radna und Karanſebeſch. Auch vom Miſſionshauſe der in der Maroſch-Theiß-Ecke liegenden Stadt Segedin zogen die Patres in das Banat. Die Bedeutung dieſer Miſſionsniederlaſſung hob jener Umſtand, daß der Großteil der Diözeſanen in Segedin wohnte. Die Bewohnerſchaft von Segedin hatte ſich nämlich während der türkiſchen Botmäßigkeit nicht verringert und wurde nicht ärmer, ſondern im Gegenteil, ſie vermehrte und bereicherte ſich. Ihre früheren Bewohner verließen ſie zwar, doch deren Platz nahmen die der benachbarten verwüſteten und nicht wiedererbauten Dörfer ein, und dadurch vergrößerte ſich auch das Gebiet der neuen »ſtädtiſchen Gemeinde« um den Umfang der vernichteten Dörfer.

Der Einfall der Türken in das Banat machte den alten Inſtitutionen mit einem Schlage ein Ende. Die bisherigen Geſetze wurden abgeſchafft und andere eingeführt. Es offenbarte ſich eine ganz verſchiedene Weltanſchauung, welche beſondere ſittliche und rechtliche Auffaſſung zur Geltung brachte. Zwiſchen den Ueberwindern und den Unterjochten konnte keine Gemeinſchaft zuſtande

kommen, weil eine ſolche die geſellſchaftlichen Einrichtungen nicht aufkommen ließen, ja ſelbſt die Wege zum geſellſchaftlichen Verkehr verſperrten. Das hier wohnende Volk durchlief von den Zeiten des erſten Biſchofs Sankt Gerhard († 1046) an ein Halbjahrtauſend hindurch die verſchiedenen Stufen der weſtlichen geſellſchaftlichen Entwicklung, lernte den Wert der Arbeit ſchätzen, während der Türke noch immer die paradieſiſche Untätigkeit genoß, da die Großen den Unterhalt von ihren Dienern forderten. Der ärmere Mohammedaner hauſte in unterirdiſchen Löchern in Geſellſchaft ſeiner Ziegen.

Die Moslemim unterſchieden ſich weſentlich von den Völkern der Völkerwanderung, welche auf der Suche nach einer neuen Heimat mit ihren Weibern, Kindern und allen Beweglichkeiten einſtürmten und dann die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, wenn auch mit Abänderungen oder umgeſtaltet, doch annahmen, um ſich mit ihnen verbinden zu können. Der Mohammedaner aber betrachtete das Banat bloß als Durchzugsgebiet nach Ofen und Wien und beanſpruchte von den Bewohnern nur Proviant und Hilfstruppen für die Kriegszüge, die er zur Vernichtung der Chriſtenheit gegen ganz Europa zu führen beabſichtigte, und wollte keine Gemeinſchaft mit ihnen. Nach entſcheidenden Kämpfen zog der Großteil der Janitſcharen und Spahis wieder ab in ſeine früheren Wohnſtätten und es blieben nur ſo viele zurück, wie zum Schutze der wichtigeren Befeſtigung nötig waren. Auch die als Sklaven weggeſchleppten ungezählten Chriſten wurden nicht durch Mohammedaner erſetzt. Die Osmanen betrachteten ſich nicht als Mitglieder einer Nation, ſondern als Kämpfer des Islam, welcher die Nationalitäten hintanſetzt. Als Soldat wurde kein Rajah aufgenommen, denn nur ein Moslem durfte ein Streiter für den Glauben Mohammeds ſein. Die Chriſtenkinder wurden zuerſt zu Moslemim gemacht und dann erſt zu Janitſcharen herangebildet.

Den Rajahs wurde unterſagt, ſich den Moslemim ähnlich zu kleiden, Turban, gelbe Pantoffel oder ſolchfarbige Stiefel zu tragen — ſie durften nur ſchwarzes, blaues oder lilafarbenes Schuhwerk benützen — es war ihnen verboten, ſich das Haar wachſen zu laſſen, ein beſatteltes Pferd zu beſteigen, Säbel und überhaupt Waffen zu tragen oder zu Hauſe zu halten. So lebten alſo die Moslemim in einem Orte mit den Rajahs, doch im eigenſten Milieu, abgeſondert und getrennt, in einer ganz anderen Welt. Die Verſchmelzung der Chriſten mit den Moslemim verhinderte aber noch außer der Verſchiedenheit der nationalen Sitten und Ge-

bräuche der unüberbrückbare, himmelhohe religiöſe Gegenſatz, der ſich auftürmte und den die entgegengeſetzte Beurteilung der Frauen und des Familienlebens ins Unendliche erweiterte. Dem Türken kam es zwar nicht in den Sinn, die Chriſten dem Evangelium abwendig zu machen und durch die Abtrünnigen die Zahl der Moslemin zu vermehren; doch nicht Indifferentismus, noch weniger Toleranz hielten ihn davon ab, ſondern er verſchmähte den Seelenfang — aus Verachtung des Chriſtentums.

Anderſeits waren *gerade die religiöſen und nicht die nationalen Unterſchiede* die Quellen alljener Härten, mit welchen er die Chriſten bedrückte. Im ganzen Gebiete des Bistums mußten die Glocken verſtummen, worauf ſie auch bald ganz verſchwanden. Nur eine einzige, jene der ehemaligen Benediktinerabtei von Bultſch, blieb erhalten. Selbſt in Temesvar war zwei Jahre nach der Rückeroberung, 1718, keine einzige vorzufinden. Die Gläubigen wurden mittels Trommelſchlag zum Gottesdienſt gerufen. Das erſte Läuten wurde mit einem, das zweite mit zwei und das Einläuten mit drei Trommelſchlägen verkündet. Das Abhalten von Prozeſſionen, das öffentliche Herumtragen des Kreuzes, ja ſogar deſſen Anbringung in Privatwohnungen, das Singen kirchlicher Lieder, das laute Beten und drgl. all das war verboten.

Man erlaubte nicht den Bau einer chriſtlichen Kirche oder eines Kloſters, ja man duldete nicht einmal die Vergrößerung einer vor der Türkenzeit erbauten Kirche. Eben nur die allernötigſten Reparaturen wurden bewilligt, auf beſonderes Bitten und nach reichen Geſchenken. Der Türke nahm den Standpunkt ein, daß die chriſtlichen Kirchen in demſelben Zuſtande belaſſen werden ſollten, in welchen ſie zur Zeit der Eroberung ſich befanden. Schon der Khalif Omar verbot den Chriſten den Bau von Kirchen und Ordenshäuſern, ebenſo die Renovierung derſelben. Dieſes Verbot erſtreckte ſich auch auf das Diözeſangebiet und wurde ſtrenge durchgeführt. Ein Küſter, der nur einen einzigen Nagel in das Kirchentor ſchlug, mußte den Preis einer Kuh als Geldbuße bezahlen. Eine Menge von Bemühungen und viel Geld war erforderlich, um Erlaubnis zu erwirken, ein dem Gottesdienſte oder anderen religiöſen Zwecken dienendes Gebäude »dem früheren Zuſtande gemäß, um nichts höher gebaut« zu erhalten.

Als der Sachwalter des Vorſtehers von Lippa, Ismael, das Geſuch der Radnaer Einwohner behufs Bewilligung der Kirchenrenovierung befürwortend der höheren Behörde unterbreitete, ur-

terläßt er es nicht zu bemerken: »da die Chriſten zu Radna bei Lippa ihren unrichtigen Gewohnheiten gemäß Geiſtliche zu halten pflegen«. Doch dieſer und ähnliche Ausdrücke, wie »unnütze Zeremonien«, »eitle Gewohnheiten« erſcheinen noch ſchonend. Als ein Kadi ſamt ſeinen Amtsgenoſſen den auf die Beſichtigung eines Miſſionshauſes bezüglichen Ferman vollſtreckt und berichtet, daß das Miſſionshaus tatſächlich reparationsbedürftig iſt, nennt er dieſes »eine neben der ſcheußlichen Kirche, dem Verſammlungsort der hölliſchen Satane und dem Brutneſt der verdammungswürdigen Teufel, ſtehende Mönchsherberge«. Die auf viele Bitten und Beſtechungen erfolgte Bewilligung enthält zumeiſt verſchiedenartige Verwünſchungen: »Allah vertilge ſie!« »Allah vernichte ſie bis zum letzten Gliede!« »Er beſtrafe ſie bis zum Jüngſten Tage!« »Sie ſeien für ewig verflucht!« Die Chriſten wurden gewöhnlich »ungläubige Hunde«, manchmal aber auch »deutſches Volk« genannt.

Die Gehäſſigkeiten, welche der Türke nicht nur gegen die unter ſeinem Joche ſeufzenden, ſondern auch gegen die im entfernten Weſten, beſonders in Deutſchland wohnenden Chriſten hegte, hatten ſchließlich zur Folge, daß dieſe vom Schrecken ſich erholten und, die Nähe der drohenden Gefahr erkennend, im Bewußtſein der chriſtlichen Solidarität, ſich zur Wehr ſetzten. Auf Aneiferung des Papſtes ließen ſie Geldunterſtützungen den unmittelbar von der Türkennot bedrohten Ländern zukommen. Die Reichsſtände bezeichnen dieſe Geldhilfe als freiwillige Steuer, welche dem Mitgefühle für die Chriſtenheit entſtrömte und aus gutem Herzen ohne Zwang floß. Sie wird »mitleidige beharrliche Hilfe« genannt und dabei hervorgehoben, daß das Grenzgebiet »die nächſte Vormauer der deutſchen Nation« iſt. Jahrzehnte hindurch langten Geld und Truppen zur Behauptung di.ſer gemeinſchaftlichen Schutzmauer an.

Dieſe Bedeutung des unter türkiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Gebietes wird auch jenſeits der Alpen anerkannt. Das geflügelte Wort »baſtione della Criſtianita« oder »antemurale e bolvardo di tutto il reſto dei chriſtiani« gebrauchen die Päpſte, als ſie, außer der von Zeit zu Zeit gegebenen Geldunterſtützung und Truppenlieferung, zu den Verteidigungskoſten beſtändig dadurch beitragen, daß ſie ſowohl einen namhaften Teil der dem Heiligen Stuhl zukommenden Taxen der Prälaten als auch der kirchlichen Einkünfte dieſem Zwecke zuführen. Dadurch aber erhielt der Befreiungskrieg

nun den Charakter der chriſtlichen Einheit: das Kreuz erhob ſich dem Halbmond gegenüber.

Die Erhaltung des chriſtlichen Glaubens im Bistum während der Türkenherrſchaft iſt dem Heiligen Stuhl, den habsburgiſchen Herrſchern, den Diözeſanbiſchöfen und den Miſſionspriestern zu verdanken; in dem Ruhm der Befreiung des Diözeſangebietes vom Türkenjoche teilen ſich aber mit dem Heiligen Stuhl und dem habsburgiſchen Herrſcherhauſe auch die glaubenstreuen Reichsdeutſchen.

Der Heilige Stuhl ſchärfte den Diözeſanbiſchöfen anläßlich ihrer Beſtätigung die Erfüllung der biſchöflichen Pflichten ein, und als der Türke die Ausübung der biſchöflichen Jurisdiktion verhinderte, ernannte er in eigener Machtvollkommenheit zur Erhaltung des Glaubenslebens der Diözeſanen beſondere Miſſionsbiſchöfe. Als dies Verfahren beim Wiener Hofe trotz der Hochſchätzung und Verehrung, welche dieſer und der päpſtliche Hof ſich gegenſeitig in zuvorkommender Weiſe jederzeit bezeugten, Mißdeutung hervorrief, entwickelte der Sekretär der Propaganda-Kongregation in ſeinem an den kaiſerlichen Geſandten gerichteten Memorandum in ausführlicher Weiſe den Standpunkt des Heiligen Stuhles, daß ihn zu dieſer Verfügung nicht Machtanſprüche oder politiſche Intereſſen bewögen, ſondern ausſchließlich nur die Sorge um die ſeeliſche Betreuung der Gläubigen.

Die Herrſcher aus dem Hauſe Habsburg behaupteten während der ganzen Zeit der Türkenherrſchaft ihr Patronatsrecht: ſie ernannten vom erſten Biſchof an die Oberhirten der Diözeſe, denen ſie, um ihren Unterhalt zu ſichern, gleichzeitig anderweitige Pfründen verliehen. Die durch königliche Ernennungsdekrete dokumentierte ununterbrochene Reihenfolge der Biſchöfe (Series episcoporum) beweiſt die kontinuierliche, nie unterlaſſene Ausübung des königlichen Oberpatronatsrechtes, ſetzt deſſen beſtändige Bewahrung außer allen Zweifel, während die große Macht der darin ſich offenbarenden Tradition den Nimbus, den das außerordentliche Anſehen des Königtums erfordert, beſtärkt.

Die Verleihung des Biſchofstitels der zuerkannten Diözeſe hatte nicht den Zweck, daß der Name des Ernannten bloß den Raum ausfülle, der dieſem, zufolge der Reihenfolge der Biſchöfe, zukam, ſondern gab den Trägern desſelben die Befugnis und den Auftrag, die biſchöflichen Pflichten zu erfüllen. Verwieſen des Gebietes ihrer Diözeſe, fern von ihrem biſchöflichen Wirkungsfelde, zumeiſt in den heute zur Tſchechoſlowakei gehörenden Städten Tyr-

nau, Preßburg, Leleß oder in der Zips, konnten ſie freilich die biſchöfliche Jurisdiktion in ihrer Diözeſe nicht unmittelbar ausüben, aber ſie bemühten ſich um die Prieſtererziehung, erbaten von der Propaganda-Kongregation und den Mönchsorden Seelſorger, beſtellten Lizentiaten, d. h. Laienapoſtel, und ſetzten ſich ein für die Bewahrung der materiellen Grundlage des Bistums.

Auf die Bitten der Diözeſanbiſchöfe und der Gläubigen übten unter dem mehr empfundenen als ſichtbaren Schutze des Heiligen Stuhles die unmittelbare Seelſorge, nebſt den Lizentiaten, die Miſſionspriester aus. Wie jede kulturelle Tat, war auch ihr Wirken verwoben mit den Bereichen der Umwelt und des Zeitgeiſtes. Da die Umſtände die Entfaltung einer intenſiven Wirkſamkeit nicht zuließen, mußte ſich dieſe mit einem kleinen Kreiſe beſcheiden. Um ſo großartiger erſcheint ihre Lebensauffaſſung, mit welcher ſie Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod geduldig ertrugen, — ihre Selbſtverleugnung, mit welcher ſie ohne einen Klagelaut über die erlittenen ſchändlichen Demütigungen, ſchimpflichen Kränkungen und argen Leiden alle ihre Kräfte mit opferfreudiger Begeiſterung hingaben, — ihr unerſchütterlicher Glaube an eine beſſere Zukunft und ihre mutige und ununterbrochene Arbeit an der Herbeiführung derſelben.

Die Biſchöfe 1552–1716

Die Reihenfoge der Diözeſanoberhirten in dieſer Schreckensperiode beginnt 45. **Franz von Mediaſch** (**„de Medgyes“**) (1553). Seinen Zunamen verdankte er ſeiner Geburtsgemeinde. Als Pfarrer in der Nähe ſeiner Vaterſtadt, in Meſchen, gelangte er in das Domkapitel von Weißenburg (Alba-Julia, Karlsburg) und verwaltete als Kapitelvikar Jahre hindurch die ſeit dem Tode Johann Statileo's verwaiſte Siebenbürger Diözeſe. Franz war ein hochgebildeter, heiligmäßiger Prieſter. Verehrt von den Katholiken Siebenbürgens, ſtand er auch bei Georg Utjeſenovich in Gnade, der ihm die Dompropſtei von Wardein (Oradea) und die Abtei von Kolosmonoſtora (Manaſtur) verlieh. Nachdem er im Weißenburger Kapitel die Dompropſtei erlangte, dankte er von der Wardeiner Propſtei zugunſten des Weihbiſchofs und Lektors des Wardeiner Domkapitels, Stephan Mosnay ab, weil dieſer der Generalvikar des Wardeiner Biſchofs Utjeſenovich war und letzterer bei Ferdinand ſich für ſeine Biſchofsernennung nach Tſchanad ins

Mittel legte. Dieſe erfolgte aber erſt anderthalb Jahre nach dem Tode Utjeſenowich's. Nach deſſen Ermordung nämlich blieb unſer Bistum unbeſetzt und die Kommiſſare Ferdinands berichteten, daß es an das Wardeiner angeſchloſſen ſei. Erſt am 26. Mai 1553 ernannte der König Franz von Mediaſch zum Biſchof. Da die Biſchofſtadt und die Diözeſe in Türkenhänden lag, war er genötigt in Weißenburg zu verbleiben. Dies kam dem gleichzeitig ernannten Siebenbürger Biſchof, Paul Bornemiſſza ganz gelegen, weil er, zumeiſt mit militäriſchen Angelegenheiten beſchäftigt, die Diözeſanverwaltung auch weiterhin Franz von Mediaſch überlaſſen konnte. Nur die dem Biſchof vorbehaltenen kirchlichen Funktionen mußte er unterlaſſen, weil ihm die päpſtliche Beſtätigung fehlte. Im allgemeinen erfolgte ſeit 1539 ſchon keine weitere Beſtätigung weder für die Tſchanader, noch für die benachbarten Diözeſen. Die Prälaten bewarben ſich auch nicht darum. Erſt im Jahre 1554 betrieb der neue Nuntius Zacharias Delfino, dieſe Angelegenheit, worauf ſämtliche von Ferdinand ernannten Kirchenfürſten die päpſtliche Konfirmation erhielten. Franz von Mediaſch aber fiel kurz vorher einer ruchloſen Hand zum Opfer und ſein Leichnam ruhte bereits unter dem Hauptaltare ſeiner Abteikirche in Kolosmonoſtora. Zu ſeiner Zeit tobte der Reformationskampf in Siebenbürgen aufs ärgſte. Die Lutheraner vertrieben alle Mönche aus Klauſenburg, Eiſenmarkt, Biſtritz, Schäßburg und Neuſtadt (Baiamare). Der Biſchof ſtemmte ſich allen Störungen entgegen, welche die Disziplin der Kirche zu zerſtören geeignet waren. So war er auch ein unerbittlicher Gegner der Abſchaffung des Zölibates. Im Kampfe gegen die Neuerer zog Franz ſich viele Feinde zu, was ihm vorzeitig das Leben koſtete. Er war bereits der vierte Biſchof, dem im Zeitraume von dreißig Jahren ein gewaltſamer Tod zuteil wurde.

46. **Georg Body** (1556–58) war Propſt von Lelesz und Landek, als König Ferdinand ihn am 10. September 1556 zum Biſchof ernannte. Im Sinne des Ernennungsdekretes verlieh ihm der König ſämtliche zum Bistum gehörenden Burgen, Kaſtelle, Beſitztümer, mit deren ganzen Einkünften und Vorrechten, wie ſie dieſen ſeit lange zuſtehen, ferner übertrug er auf ihn die königlichen Patronatsrechte bezüglich der Beſetzung der Domkapitularſtühle und befahl den Pröpſten, Lektor-, Kuſtos- und Magiſter-Domherren, ſowie allen Pfründnern des Domkapitels und der Kollegiatkapitel, den Biſchof Body als ihren geſetzlichen Oberhirten anzuerkennen und ihm den ſchuldigen Gehorſam und die Ehrerbietung zu leiſten. Alle dieſe, in der königlichen Ernennungsurkunde

gebrauchten Ausdrücke waren zu Body's Zeiten nur mehr leere, gehaltloſe Wiederholungen der gebräuchlichen Urkundenformularien. Einigen Ertrag konnten die nördlich der Maroſch liegenden Beſitztümer und Ortſchaften des Bistums wohl abwerfen, doch gab es in der ganzen Diözeſe kein Kapitel, welches Body »Ehrerbietung, Huldigung und Gehorſam« bezeugen konnte. Er konnte ſeinen Biſchofsſtuhl nicht einnehmen, erhielt auch keine päpſtliche Beſtätigung, ſondern verwaltete in Eigenſchaft eines Adminiſtrators die Erlauer Diözeſe.

47. **Petrus Paulinus de Koprouza** (1559—61). Als Sekretär des Primas-Erzbiſchofs Nikolaus Olah und Mitglied des Graner Domkapitels wurde er zum Biſchof ernannt. Wie ſein Amtsvorgänger in der Erlauer Diözeſe, ſo wirkte Petrus Paulinus nach ſeiner Biſchofsernennung in der Zips, da der König ihn auch mit der Zipſer Propſtei belehnte. Er war in dieſem Zeitraume der erſte Biſchof, der die päpſtliche Beſtätigung erhielt. Die Beſtätigungsurkunde war mit den üblichen an das Domkapitel, die Geiſtlichkeit, das Volk, die Dienſtleute, ſowie an den König und den Erzbiſchof gerichteten Bullen ausgeſtattet. Dies war aber zur Zeit Paulinus eine ebenſolch gehaltloſe Förmlichkeit, wie der in der Beſtätigungsbulle vorgebrachte Wunſch, daß »die Diözeſe unter ſeiner glücklichen Regierung nützlich und heilſam verwaltet werde.« Zum Biſchof geweiht, verblieb er auch weiter fern von ſeiner Diözeſe, am Sitze ſeiner Propſtei, deren Aufgaben er ſich widmete. Er berief bereits für den 21. Mai 1560 eine Synode und machte eben Vorbereitung zur Einberufung einer neuen, als ihn eine Krankheit niederwarf, welcher er im Frühling des nächſten Jahres erlag. Gregor Bornemiſza, der unmittelbar nach ihm ſeine Propſtei einnahm, war ſein dritter Nachfolger im Epiſkopate.

48. **Johann von Klauſenburg** (1561—62). Ende des Jahres 1561 gab der päpſtliche Nuntius am Wiener Hofe ſeiner Beſorgnis Ausdruck, daß es Befremden hervorrufen würde, wenn außer dem Biſchof von Fünfkirchen, Georg Draskovich, kein anderer Prälat zum Konzil nach Trient entſendet würde. »Unter meinen Biſchöfen habe ich aber ſonſt niemanden, der geeignet wäre, an den Verhandlungen des Konzils teilzunehmen«, — erklärte rund heraus Ferdinand. »Majeſtät könnten die vakanten Bistümer von Tſchanad und Knin mit ſolchen Geiſtlichen beſetzen, welche in Trient den Glanz und den Ruhm Eurer Majeſtät vermehren und dem Lande hohe Ehre bringen würden«, — erwiderte der Nuntius. Der König war für den Rat dankbar und nächſten Tages war »der berühmte Pre-

diger«, der Dominikanerpater Johann von Klauſenburg, Biſchof von Tſchanad. In Trient nahm Johann von Klauſenburg an den Verhandlungen über die Reſidenzpflicht der Benefiziaten teil. Dort behauptete er, die Feſtſtellung des Rechtsgrundes der Reſidenzpflicht ſei notwendig, jedoch ohne Folge von Belohnungen und Strafen. »Nach vielen Prüfungen — ſo führt er aus — gelangen wir ins Himmelreich, doch die Liebe bezwingt alles.« Die Rede Johanns von Klauſenburg machte einen tiefen Eindruck. Die Fülle, die Ordnung und der Schmuck, ſowie der von Feuer und Geiſt erfüllte Vortrag fanden ungeteilte Anerkennung. Den Gegnern imponierte der ſich ſelbſt in Zucht haltende Freimut und die zuverſichtliche Feſtigkeit, mit der er ihre Meinungen angriff, während darin, daß er ſeinen Prinzipiengenoſſen ihre eigenen Ideen klar und flüſſig machte, für dieſe etwas Befreiendes und Dankerweckendes lag, welches in dem tobenden Beifallsſturm, welcher der Rede folgte, zu lebhaften Ausdruck kam. — Doch er verfiel bald in eine Krankheit, welche nicht nur ſeinem Wirken beim Konzil, ſondern auch ſeinem Leben ein Ende bereitete.

49. **Andreas Dudich** (1562 - 63). Dem Vater nach aus einer uralten kroatiſchen, der Mutter nach aus einer adeligen italieniſchen Familie abſtammend, iſt er in Ofen geboren am 16. Feber 1533. Als junger Knabe ſchon gelangte er in den Hof ſeines Oheims des Biſchofs von Waizen, der ſeine Erziehung einem vornehmen Domherrn aus Breslau, Johann Henkel überließ. Dieſer und die Verwandten wählten ihm die Prieſterlaufbahn, obzwar er noch unfähig war dieſen Entſchluß ſelbſtändig zu überdenken. Groß an Talent, an Geſchick und Fleiß, abſolvierte er ſeine humaniſtiſchen Studien in Verona und Padua, wurde Theologe, Mathematiker, Mediziner, Hiſtoriker, Philologe, Dichter, Rhetor, Diplomat, kurz geſagt ein Univerſalgenie, dem überdies äußeres Erſcheinen und gewinnendes Benehmen alle Türen öffneten. Bald hat er Zutritt in königliche Häuſer, ſtaatliche und kirchliche Würdenträger treten in Verkehr mit ihm, inn- und ausländiſche Männer der Wiſſenſchaft ſuchten ſeine Freundſchaft. Der Erzbiſchof von Gran ernennt ihn zum Domkapitular, König Ferdinand zum Biſchof von Knin und zum Geſandten für das Konzil von Trient. Als ſolcher begleitete er Biſchof Johann von Klauſenburg und Biſchof Draskovich von Fünfkirchen zur 19. allgemeinen Synode, hielt nach dem Tode des erſten die Leichenrede und wurde ſein Nachfolger in Tſchanad, nach einigen Monaten aber zum Biſchof von Fünfkirchen ernannt. Als er feierlich zum Konſilvater beſtätigt wurde, bat er um das

Wort und hielt eine Anſprache die alle Anweſenden entzückte. Bisher hatte noch kein Redner auf dem Konzil ſolche Erfolge. Er nahm dann Stellung zur Reſidenzfrage, war Verfechter der Kommunion unter beiderlei Geſtalten, wollte ſich auch einſetzen für die Abſchaffung des Prieſterzölibates. Geiſtreich, ſarkaſtiſch, beleidigend konnte er ſein im Sprechen, ſo daß dabei die kirchliche Geſinnung in Hintergrund trat. Man prophezeite ihm die Apoſtaſie, welche tatſächlich eingetreten iſt. Er verließ ſpäter Amt und Würde, heiratete in Polen eine Hofdame, und ging nach Deutſchland, wo er in Verborgenheit lebte. Sterbend ſprach er zuletzt die Worte: Domine Jeſu, ſalva me!

50. **Gregor Bornemiſſza** (1563–72). Er war Graner Domkapitular, dann Zipſer Propſt, als er am 29. November, während der Preßburger Landesverſammlung, zum Biſchof ernannt wurde. Neun Jahre führte er dieſen Titel, ohne die päpſtliche Beſtätigung erlangt zu haben. Es verblieben ihm einige Biſchofsgüter nördlich der Maroſch. Zehent war nach Getreiden, hauptſächlich nach Weizen und Gerſte abzugeben und wurde dieſer im Korne gewöhnlich in Schimander Scheffeln, von den unausgedroſchenen Früchten in Mandeln oder Garben beſtimmt. Auch Lämmer und Bienenſchwärme unterlagen dem Zehent; der Ablöſungspreis war ſchwarmenweiſe ein Denar. Unbemittelte hatten für die Perſon drei Denar »Chriſtengeld« zu bezahlen. Die Zehente pachteten die Burghauptleute von Gyula im Auftrage des Königs um eine Pauſchalſumme. Die Sache gab alſo dem Biſchof, dem die Mittel zur Eintreibung des Zehentes ohnehin mangelten, nicht viel zu ſchaffen. Wie das Bistum, blieben auch die anderen Diözeſaninſtitutionen im Beſitze ihrer jenſeits der Maroſch gelegenen Güter. Nachdem die Kapitel als Körperſchaften gänzlich eingingen, blieben als Pfründen nur die Propſteien übrig, deren Pröpſte auch die Kapitelgüter innehatten. Bornemißa erſcheint ein Jahr vor ſeiner Biſchofsernennung als Zeuge jenes Vertrages, welchen der Arader Propſt Peter Kucsilich mit Franz Marinich (Horvath), dem Hauptmann von Gyula, einging und letzterem ein Dorf im Arader Gau zwiſchenzeitlich zur Nutznießung überließ. Nachdem einige Beſitztümer des Kapitels den Feſtungen von Schiria (Wilagoſch) und Pankota zugeſchlagen wurden, erwirkte Propſt Kucsilich im Anfange des Episkopates Bornemiſſza's einen königlichen Befehl behufs deren Zurückgabe. Später verpachtete Kucsilich alle Propſtei- und Kapitelgüter, welche er beſaß, um hundertfünfzig Gulden dem erwähnten Burghauptmann, bis bei »Beſſerung der Zeiten« der Propſt ſelbſt ſie verwalten können werde. Doch kam mit dem Fall der Feſtung Gyula (30. Auguſt

1566) auch das jenſeits der Maroſch gelegene Gebiet des Bistums unter türkiſche Botmäßigkeit. Bornemiſſza wurde Biſchof von Wardein und ſtarb 1584 in Joos.

51. **Balthaſar Melegh von Perſe** (1572—82). Am ſelben Tage, als Bornemiſſza Biſchof von Wardein wurde, beſtieg ſein Nachfolger, der Graner Domkapitular und Propſt von Leleß, Balthaſar Melegh von Perſe, den Biſchofſtuhl. Seine Biſchofsernennung meldete Kardinal Morone, »Protektor der deutſchen Nation, der Referent aller Angelegenheiten der unter kaiſerlichen Zepter ſtehenden Länder im Kardinalkollegium«, erſt im nächſten Jahre (1573) dem Heiligen Stuhl. Er müſſe die Beſetzung eines Bistums vorbringen — ſo berichtet er — doch habe er Bedenken, weil dem von König vorgeſchlagenen Prälaten einige Erforderniſſe, wie das vorgeſchriebene Alter mangeln (er ſtand erſt im 29. Lebensjahre). Papſt Gregor XIII. bemerkte hierauf, daß falls der Vorgeſchlagene religiöſen Eifer bekunde, in Betracht der kritiſchen Lage des Landes von den übrigen Erforderniſſen Abſtand genommen werden könne. Das Konſiſtorialprotokoll bezüglich der päpſtlichen Beſtätigung hebt hervor, daß »die Diözeſe vollſtändig im türkiſchen Beſitze ſtehe und zur Abhaltung des Gottesdienſtes weder Ausſtattungen, noch Einkünfte habe. Einſt gehörte ſie zur Kalotſchaer Kirchenprovinz und hatte nach den Rechnungsakten ein Einkommen von 800 Gulden.« Die Behauptung bezüglich der Diözeſanverhältniſſe war keine Uebertreibung, ſondern traurige Wahrheit. Selbſt in einer ſolch volkreichen Stadt wie Temesvar, gab es weder einen Prieſter, noch Lehrer. Biſchof Melegh, in Vertrauen auf die ihm vom Papſte in Ausſicht geſtellte Hilfe, bat dieſen, die Franziskaner in Orſchowa, Kraſchowa, Hatzak und Segedin zum Beſuche ſeiner Diözeſanen zu bevollmächtigen und mit der Seelſorge zu betrauen. Papſt Gregor XIII. erfüllte auch dieſe Bitte mit großer Bereitwilligkeit. So entſtand die äußerſt wichtige Verordnung, welche die Miſſionsſeelſorge in die Hände der Franziskaner gab. Melegh reſidierte auch als Biſchof am Sitze ſeiner Propſtei, in Leleß, wo er ſich um die Hebung des Glaubenslebens bemühte und auch die biſchöfliche Funktionen verrichtete. Nach zehn Jahren wurde er Biſchof von Waizen. Bevor ihm aber die Ernennungsurkunde zuging, ſtarb er in ſeinem achtunddreißigſten Lebensjahr. Dadurch, daß er die Unterſtützung des Apoſtoliſchen Stuhles ſeinen in türkiſcher Botmäßigkeit lebenden, verlaſſenen Diözeſanen ſicherte, lenkte er die Seelſorge in neue Bahnen.

52. **Stephan Mathiſi** (1582—87). Dieſer abſolvierte ſeine

Studien an einer italieniſchen Univerſität, wobei er ſich die italieniſche Sprache erwarb. Von hier gelangte er zum Hofe des hochſinnigen Kardinals Herkules von Gonzagna, wo er neun Jahre verbrachte und ſich nebſt italieniſcher Bildung das hofmänniſche Benehmen aneignete, welche Umſtände Ferdinand I. dazu bewogen, ihn in ſeinem Hofſtaate als Sekretär zu verwenden. Als der König den Biſchof von Fünfkirchen, Georg Draskovich zu ſeinem Geſandten am Trienter Konzil ernannte, gab er ihm Mathiſi als Begleiter. In Trient verkehrte er viel mit Johann von Klauſenburg und Andreas Dudich und war Zeuge des Teſtamentes des erſteren. Nach ſeiner Rückkehr von Trient, erhielt er die Propſtei von Fünfkirchen, dann die Dompropſtei von Raab; am 2. Februar 1582 wurde er zum Biſchof und kurz darauf zum Propſt von Leleß ernannt. Obwohl er fern von ſeiner Diözeſe, teils in Leleß, teils in Raab reſidierte, verſäumte er nicht die einſtigen Verhältniſſe derſelben zu erforſchen. Nachdem er zur Erkenntnis kam, daß infolge der Einverleibung der Egreſcher Abtei, dem Bistum im Siebenbürger Sachſenlande die Beſitztümer Appesdorf (Abtdorf), Scholten und Schorſten, ferner in der Stadt Thorenburg die Gaſſe »Heiligendorf« (»Szentfalva«) zufielen, befleißigte er ſich, dieſe Beſitzungen wieder zu gewinnen. Mathiſi blieb auch ſpäter, nachdem er Italien und den königlichen Hof verließ, mit den geiſtigen Führern der damaligen Zeit in Fühlung und war ſtets bedacht, die Freundſchaftsbande, die ihn mit dieſen verknüpften, zu feſtigen. Insbeſondere ſtand er auf gutem Fuß mit dem gelehrten und ſpäter zu hohem Anſehen gelangten Jeſuitenpater Anton Poſſevino. In ſeinen Briefen an ihn ſchildert er in ergreifender Weiſe die verwaiſten Zuſtände ſeiner Diözeſe und vergleicht ſeine Einſiedelei in Leleß mit der Einöde von Thebais. Wie ſein Vorgänger, wurde auch Mathiſi Biſchof von Waizen. Er ſtarb am 10. Auguſt 1590 in Wien. Sein Leichnam wurde nach Raab überführt und in der Gruft der Domkirche beſtattet.

53. **Paul Szegedy** (1587–97) war biſchöflicher Vikar und Propſt zu Erlau, und hatte auch die mit der Ernennung Mathiſis zum Waizener Biſchof freigewordene Propſtei von Leleß inne. Zur Zeit ſeiner Biſchofsbeſtätigung wußte man in Rom kaum mehr über das Bistum, als daß die Domkirche einſt nach dem hl. Georg benannt war und das Biſchofseinkommen neunhundert Gulden betrug. Die Diözeſe war, laut den römiſchen Aufzeichnungen, vollſtändig im Beſitze der Türken; die Kathedralkirche lag in Ruinen, die Gläubigen verließen den katholiſchen Glauben und das Ein-

kommen des Bistums ſchrumpfte auf zwei bis vierhundert Gulden. Dieſe Summe konnte deshalb eingetragen werden, weil die früheren Biſchöfe, als königliche Räte, — unter denen auch Szegedy Platz nahm — ein beſonderes Jahresgehalt erhielten. Mit den Biſchofsgütern gingen auch alle Urkunden in Verluſt, die ihm ermöglicht hätten, ſeine Rechte zur Geltung zu bringen, ja er konnte ſelbſt darüber keine Kenntniſſe haben, welche Rechte ſeinen Vorgängern überhaupt zuſtanden. Ein ſimples Verzeichnis aus 1590, welches ſeiner Sorgſamkeit zuzuſchreiben iſt, zählt zweierlei Ortſchaften auf: ſolche, welche den Zehent entrichten und ſolche, welche dieſen verweigern. Szegedy hielt ſich beſtändig in Leleß auf, wo er im Sommer 1587 verſchied und in der Propſteikirche beſtattet wurde. Er war hochgebildet und fand bis zu ſeinem Lebensende Wohlgefallen an der Wiſſenſchaft. Jahre lang Student in Bologna, erwarb er ſich eine umfaſſende Kenntnis in beiden Rechten. Auch mit Theologie beſchäftigte er ſich eingehend. Er führte ein vorbildliches Prieſterleben. Nicht nur die materiellen Verhältniſſe ſeiner Diözeſe und Propſtei vertrat er mit zäher Ausdauer, ſondern er beſtrebte ſich, beſonders in Leleß, den Glanz des Gottesdienſtes zu heben.

54. **Fauſtus Werancsich** (1598–08). Dieſer wurde um 1550 in Sebenico (Dalmatien) geboren. Sein Oheim, der ſpätere Kardinal, Primas-Erzbiſchof von Gran Anton Werancsich, ließ ihn in Padua ſtudieren. Fauſtus ließ ſich nachher in Preßburg nieder, wo er ſeine wiſſenſchaftlichen Studien auf dem Gebiete der Philologie und Aeſthetik fortſetzte, und das Leben ſeines inzwiſchen verſtorbenen Onkels beſchrieb. Er wurde zum Hofſekretär ernannt, und der König ſchenkte ihm als Anerkennung ſeiner treuen Dienſte außer 2000 Gulden auch die Herrſchaft von Jabloniz, deren Einkommen er aber niemals bezog, weil ſie in Türkenhände fiel. 1594 reiſte er nach Venedig, wo er ſein fünfſprachiges Wörterbuch herausgab, in welchem er auch den Wortſchatz der deutſchen Sprache aufnahm. Nach dem plötzlichen Tode ſeiner Gattin, nach anderen, nach dem Abſterben ſeiner Verlobten, kam ihm der Gedanke, in den geiſtlichen Stand zu treten. Der König erfüllte bereitwilligſt die Bitten der Plälaten, indem er Fauſtus den Titel des vakanten Bistums und bald hierauf die Propſteien von Leleß und Schaag verlieh, da er ihn vorkommendenfalls auch mit diplomatiſchen Geſchäften betrauen konnte. Im Jahre 1600 begab ſich Biſchof Fauſtus mit Andreas Nonoßlay von Weſprim im Auftrage des hohen Klerus zum Jubiläum nach Rom. Seit die Diözeſe unter

Türkenherrſchaft ſtand, war keiner ſeiner Vorgänger in der Ewigen Stadt. Fauſtus und ſein Reiſegefährte überreichten dem Haupte der Chriſtenheit das Huldigungsſchreiben ihrer Biſchofsgenoſſen, in dem dieſe wegen ihres Ausbleibens um Verzeihung bitten und ihre Treue gegen den Apoſtoliſchen Stuhl beteuern. Klemens VIII. empfing ſie gnädig und beantwortete ihre Denkſchrift in einem von väterlicher Liebe durchdrungenen Breve. Fauſtus erregte die Aufmerkſamkeit des Papſtes im beſondern, denn dieſer übermittelte ihm im Wege des Propſtes von Zengg im nächſten Jahre ein Breve, mit welchem er ihn in ſeiner Verzagtheit über die zerfahrenen religiöſen Landesverhältniſſe tröſtet und zu eifrigem Wirken ermutigt. Fauſtus begab ſich 1606 wieder nach Italien. Nachdem er längere Zeit ausblieb, verlieh der König den Biſchofstitel dem Propſt von Stuhlweißenburg, Matthias Herovich und beſchleunigte beim Heiligen Stuhl die Abwicklung des Proceſſus canonicus. Der Nuntius verweigerte die Bitte mit der lapidariſchen Aeußerung: das fragliche Bistum iſt nicht vakant. Beiläufig in derſelben Zeit, als der König den Biſchofstitel Herovich gab, verlieh er auch die Propſteien von Leleß und Schaag. Da dieſe Pfründen die einzigen Einnahmsquellen des Biſchofs waren, bemühte ſich Fauſtus dieſe wieder zurückzuerwerben. Sein Wunſch dürfte aber nicht in Erfüllung gegangen ſein. Fauſtus beſchloß ſein bewegtes Leben 1617 in Venedig, wo er ſeinem Wunſche gemäß, mit der Handſchrift ſeines hiſtoriſchen Werkes über Dalmatien, beerdigt wurde.

55. **Matthias Herovich** (1608—23). Vom Propſt von Stuhlweißenburg und Domkapitular von Preßburg zum Biſchof ernannt, erhielt er bald auch die Abtei von Tihany. Von den dreißig Biſchöfen der Türkenzeit führte er am längſten, fünfzehn Jahre hindurch, denſelben Biſchofstitel ohne vom Heiligen Stuhle beſtätigt zu werden. Die aufbewahrten Daten beleuchten zumeiſt ſeine Plackereien um die gefährdeten Biſchofsgüter, deren Zurückerwerbung er ſich zur Lebensaufgabe ſtellte. Daß ſein Sinn weder von Eigennutz, noch von Habgier betört wurde, bekundet mit ſtummer Eloquenz jenes im Preßburger Kapitelarchiv vorgefundene Zettelchen, welches die Tatſache feſtſetzt, daß der vielprozeſſierende Biſchof eben zu ſeiner Biſchofszeit in die Fraternität des, die irdiſchen Güter verachtenden und für Armut ſchwärmenden Heiligen von Aſſiſi trat, daß Herovich alſo eine ganz andere Rolle auf der Bühne des äußeren Lebens ſpielte, als ſeinem Innenleben entſprach.

56 **Emmerich Lósy** (1623 - 25) war Prieſter der Neutrauer Diözeſe. Nachdem er ſeine Studien in Rom, im Collegium Germa-

nicum absolvierte, ernannte ihn sein Oberhirt Franz Forgacs zum Domkapitularen von Neutra. Als Forgacs zum Graner Erzbischof erhoben wurde, nahm er Losy mit sich in seine neue Diözese, indem er ihm ein Kanonikat in Gran verlieh. Zum Bischof ernannt behielt er weiterhin sein Kanonikat und wohnte als erzbischöflicher Vikar in Tyrnau. Der Versuch, seine Diözese zu besuchen, scheiterte infolge der Zeitverhältnisse. Er wurde Bischof von Wardein, dann Erlau, schließlich Erzbischof von Gran. Sein eigentliches Wirken bezog sich auf die letzterwähnte Diözese, deren kleinste Angelegenheit er selbst versehen wollte. In Tyrnau hielt er eine Provinzialsynode von größter Wichtigkeit ab. Er war nicht nur der eifrigste Kirchenfürst der ihm anvertrauten Gläubigen, sondern auch deren väterlicher Wohltäter. Zur Zeit des Notjahres 1637 ließ er seine Schatzkammer und alle seine Speicher öffnen, um den Notdürftigen aufzuhelfen. In Preßburg errichtete er ein Priesterseminar; durch testamentarische Verfügung ermöglichte er die Errichtung der juristischen Fakultät der Tyrnauer Universität.

57. **Georg Dubovszky** (1625—37) absolvierte seine Studien in Wien, wurde vom Raaber Bischof, Johann Kutassy zum Priester geweiht, zu seinem Hofkaplan und Raaber Domkapitularen, als aber Kutassy Graner Erzbischof wurde, von diesem zum Graner Kanonikus, und vom König am 8. November 1625, während des Landtages zu Oedenburg, zum Bischof ernannt. Dubovszky versuchte die ehemaligen bischöflichen Besitzungen zusammenzuschreiben. Auf seine Veranlassung wurde vom Erlauer Domkapitel am Gerhardstage 1629 das auf Betreiben Bischof Paul Szegedy's verfaßte Güterverzeichnis in glaubwürdiger Form transsummiert, auf welches seine Nachfolger ihre Ansprüche bezüglich der einstigen Liegenschaften stützten. Der päpstlichen Bestätigung wurde er erst nach Jahren, durch das am 3. Dezember 1635 abgehaltene Geheimkonsistorium teilhaftig. Das bezügliche Protokoll hebt hervor, daß die kaiserliche Majestät als König von Ungarn, für das in Unter-Ungarn, in der Kalotschaer Kirchenprovinz, liegende Bistum Georg Dubovszky präsentierte, dem der »in jenem Lande gewöhnlich ermangelnde Doktorgrad« nachgesehen und, da die Einkünfte seines Bistums in Türkenhänden liegen, erlaubt wird, sein Graner Kanonikat beizubehalten. Dubovszky diente bis zum Ende seines Lebens (1637) als Domherr in Tyrnau unter drei Kirchenfürsten (Johann Kutassy, Franz Forgacs, Peter Pazmany), die vom Könige zur ersten Landeswürde und zwei von ihnen vom Heiligen Stuhle zu Kardinälen erhoben wurden. Alle drei waren Männer großer Kon-

zeptionen, lebendige Strebepfeiler der Kirche, deren Wohlwollen und Anerkennung Dubovßky ſtets bewahrte.

58. **Johann Püſky** (1637–43). Seine Ahnen nahmen ihren Namen von der im Diözeſangebiet liegenden Ortſchaft Piſchia (Bruckenau, damals: »Pyſky«). Seine Studien abſolvierte er im Collegium Germanicum und wurde am 9. November 1637 als Graner Domkapitular zum Biſchof ernannt. Auch nach ſeiner Biſchofs-Ernennung verblieb er in Tyrnau, wo er nicht nur als Hilfsbiſchof des Primas wirkte, ſondern auch am politiſchen Leben lebhaften Anteil nahm. Später wurde er Biſchof von Waizen, dann, mit Beibehaltung dieſes Bistums, zum Erzbiſchof von Kalotſcha, und da auch dieſe Würde kaum mehr als leerer Titel war, übertritt er mit Beibehaltung des Erzbiſchofstitels, vom Waizener Bistum zum Raaber, wo er 1657 ſein Leben endete.

59. **Georg Szelepcsényi** (1643) trug als Domkapitular von Gran nur vier Monate den Biſchofstitel, denn er wurde zum Biſchof von Fünfkirchen, ſpäter zum Erzbiſchof von Kalotſcha, ſchließlich von Gran ernannt.

60. **Georg Szécsényi** (1643–44). Sein Vater leiſtete Soldatendienſt in der Feſtung Szecseny (Com. Nograd) daher ſein Name. Er zählte bereits dreißig Jahre als er ſich dem Klerikerſtande widmete. Nachdem er zwei Jahre in Tyrnau Philoſophie hörte, ließ ihn der Primas-Erzbiſchof Peter Pazmany, der anläßlich einer Prüfung ſeine beſondere Fähigkeiten wahrnahm, in die vor kurzem von ihm errichtete und nach ihm benannte Wiener Prieſterbildungsanſtalt (»Pazmaneum«) aufnehmen und erwirkte anläßlich ſeiner Doktor-Promotion, ſeine und ſeiner Familienmitglieder Erhebung zum Adelſtand. Er war Graner Domherr, als er zum Biſchof ernannt wurde. Obwohl er den Biſchofstitel kaum ein Jahr trug, ſtellte es ſich ſchon in dieſer kurzen Zeitſpanne heraus, daß das Vertrauen, welches die Diözeſanen der Güte ihres Oberhirten entgegenbrachten, ſelbſt das hundertjährige Würgen der Türken nicht erſticken konnte. Die Gläubigen eines unbekannten Ortes der Diözeſe beſuchten ihn nämlich auf dem Sitze ſeines Kanonikates, in Tyrnau und erbaten ſeinen Schutz gegen die Gewalttätigkeiten der Kriegsleute. Er wurde Biſchof von Fünfkirchen, dann von Weſprim, hierauf von Raab, ſpäter Erzbiſchof von Kalotſcha und war faſt neunzig Jahre alt, als er zum Erzbiſchof von Gran ernannt wurde, welche Würde er zehn Jahre hindurch trug. Viele

katholiſche Kollegien und Seminarien wurden durch ihn gegründet. Ein Kurienkardinal nannte ihn das »Wunder der Freigebigkeit und Mildtätigkeit«.

61. **Siegmund Zongor** (1644–43) war Domkapitular in Neutra, als ihm das Bistum verliehen wurde. Gleich nach ſeiner Ernennung beſtimmte er den Vorſtand des Segediner Franziskanerkloſters zu ſeinem biſchöflichen Vikar und indem er ihn mit der biſchöflichen Jurisdiktion bekleidete, vertraute er ihm die Seelſorge ſeiner Diözeſanen an. Mit dieſer Verfügung begann ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte der Diözeſanſeelſorge, denn ſeine Nachfolger folgten ſeinem Beiſpiele, ſo daß nun die Franziskaner als Miſſionäre die Paſtoration der im Gebiete des Bistums zerſtreut wohnenden Chriſten mit erhöhtem Eifer beſorgten. Im zweiten Jahre ſeines Episkopates überſiedelte er von Neutra nach Tyrnau, weil er zum Graner Dompropſt ernannt wurde. Er erlangte ſpäter das Wardeiner, hierauf das Waizener Bistum und, nachdem auch dieſe Bistümer kaum mehr als Titulaturen waren die Propſtei von Preßburg, wo er 1657 verblich. Er verewigte ſeinen Namen in allen jenen Diözeſen, in denen er wirkte. Er führte ein harmoniſches Leben, denn obwohl er eigentlich der Seelſorge lebte, verſäumte er doch nicht die pflichtgemäße Wahrung der materiellen Belange und war ſtets ein eifriger Förderer der Wiſſenſchaften. Seine tiefe Religiöſität beweiſen ſeine euchariſtiſchen Stiftungen. Den Prieſterſeminarien ließ er reichliche Unterſtützungen angedeihen, opferte viel zur Erhaltung der Kirchen und ſtand ſtets hilfsbereit den notdürftigen Geiſtlichen bei.

62. **Matthias Tarnóczy** (1648–50). Philoſophie hörte er in Olmütz, wo er den Doktorgrad erlangte. Theologie ſtudierte er in Wien als Zögling des Pazmaneums. Zum Pfarrer wurde er in Kereskeny (Graner Diözeſe) und betreute ſelbſt während der ausgebrochenen Peſt mit Selbſtaufopferung und Seeleneifer ſeine Gläubigen. Zum Domkapitularen befördert, trat er an die Spitze des Tyrnauer Prieſterſeminars, dann zurückgekehrt von einer römiſchen Pilgerreiſe, wurde er zum Zipſer Propſt und zum Biſchof von Tſchanad, ſpäter nach Waizen ernannt. Tarnoczy wollte ſich nicht mit der Beſtellung eines Vikars zufrieden geben. Er bedauerte das beklagenswerte Los ſeiner in drückender Armut lebenden Gläubigen, die nur den unabläßig neue Mühſale bringenden Alltag und gar keinen Feſttag kannten. Er beabſichtigte ſie, die ſeit einem Jahrhundert keinen Biſchof mehr ſahen, perſönlich aufzu-

ſuchen, aus ihrem eigenen Munde ihre Klagen, Beſchwerden und Wünſche zu vernehmen, um ſie dann mit den Tröſtungen der Religion zu erquicken und zu laben, ihren Glauben zu ſtärken und durch den Strahl der erweckten Hoffnung ihre Beharrlichkeit zu kräftigen. Da es ihm unterſagt war, in ſeiner Diözeſe im Biſchofskleid zu erſcheinen, entſchloß er ſich, in einer unanſehnlichen Franziskanerkutte vermummt, ſich auf die Reiſe zu begeben. Nur mit vieler Mühe gelang es ſeinen Freunden, ihn durch eindringliche Ermahnungen und Bitten von ſeinem abenteuerlichen und gefährlichen Vorhaben abzubringen. Es verfloß dann ein weiteres Halbjahrhundert, bis der Feſttag eines Biſchofsbeſuches in der Diözeſe gefeiert werden konnte.

63. **Stephan Rohonczy** (1651–52). Nach Ernennung Matthias Tarnoczys zum Biſchof von Waizen, wurde das Bistum mit der Propſtei von Preßburg dem Graner Domkapitularen Stephan Rohonczy verliehen, worauf dieſer nach Preßburg überſiedelte. Obwohl Rohonczy die Biſchofswürde nur zwei Jahre innehatte, ließ er auch dieſe kurze Zeit nicht unbenützt. Er ließ durch ſeinen Kaſtner die beſcheidenen Abgaben einiger Ortſchaften der Diözeſe einheben und durch ſein (Preßburger) Kapitel das Verzeichnis des einſtigen Biſchofs Georg Dubovßky, welches die Liegenſchaften des Bistums enthielt, transſummieren. In Ermangelung päpſtlicher Beſtätigung ſank er als »gewählter« Biſchof in Preßburg am 30. Dezember 1652 ins Grab.

64. **Thomas Pálffy** (1653–57) abſolvierte im Collegium Germanicum, war dann Graner Domkapitular und kaum 29 Jahre alt wurde er am 15. Mai 1653 zum Biſchof ernannt. Zu allererſt ſchritt er zum Schlichten der Beſitzverhältniſſe. Durch ſein konſequentes Vorgehen erreichte er, daß in kurzer Zeit die meiſten Dörfer die jährlichen Abgaben pünktlich entrichteten. Die Ablieferung geſchah in Tyrnau, der Reſidenzſtadt des Biſchofs, am Tage des hl. Johannes des Täufers (24. Juni). Sein jährliches Einkommen beſtand aus 343 Taler, 15 Paar Karmeſin-Stiefeln und einer Bettdecke. Die Steuerabgabe in Induſtrie-Artikeln wurde bekanntermaßen durch die Türken eingeführt. Die Osmanen erpreßten nämlich unter verſchiedenen Vorwänden allerlei Kram von dem Volke, welchen ſie »Geſchenk« benannten. Dieſe gemeine Erpreſſung betrieben ſie in ſo unverſchämter Weiſe, daß Bakſchiſch allgemein gegeben wurde und ſo in Gebrauch kam, daß dieſe Abgabe, welche urſprünglich als Trinkgeld erſchien, ſpäter den Cha-

rakter einer wirklichen Steuer annahm. Die Eintreibung dieſer Steuer wurde ſyſtematiſiert und die chriſtlichen Grundherren, unter dieſen auch Thomas Palffy, fanden es für zweckmäßig, dieſe Ordnung nicht zu ſtören. Mit eben ſolcher Energie beſchäftigte er ſich mit der Seelſorge ſeiner Diözeſe. Er erſuchte wiederholt ſeinen Vikar, den Vorſteher der Franziskaner, ihn in Tyrnau zu beſuchen und mündlich über die ſeelſorgeriſchen Verhältniſſe des Bistums Bericht zu erſtatten. Er empfahl ſeinem Vikar namentlich die Betreuung der in ſeine Diözeſe eingewanderten ſlaviſchen und dalmatiniſchen Gläubigen. Er verſtändigte die Diözeſanen, daß er ihre Angelegenheiten auch beim Palatinus zu betreiben geneigt ſei. Er befleißigte ſich auch, wenigſtens im nördlichen Teile des Bistums regelrechte Pfarren zu errichten und bekämpfte den Prieſtermangel indem er in verſchiedenen Seminarien Theologen heranbilden ließ. Palffy wurde ſpäter Biſchof von Waizen, dann von Erlau, ſchließlich von Neutra und königlicher Kanzler. In letzterer Eigenſchaft hielt er ſich oft in Wien auf, wo er auch am 6. Mai 1679 entſchlief.

65. **Hyacinth Macripodari** (1558–72). Dieſer war griechiſcher Abſtammung und geboren auf der vom Aegäiſchen Meere umſchlungenen herrlich ſchönen Inſel Chios, wo er frühzeitig in den Dominikanerorden eintrat und an Stelle ſeines Taufnamens, Franz den Namen Hyacinthus annahm. Er war Domkapitular von Gran und Commendator-Abt von Tihany, als er am 27. Februar 1658 zum Biſchof ernannt wurde. Er hielt nicht nur die ſeeliſche Verbindung mit ſeiner Diözeſe vor Augen, ſondern überwachte und beſchützte auch die biſchöflichen Grundherrenrechte, indem er einen Protektionalbrief bezüglich der Biſchofsgüter erwirkte. Da er weder in ſeiner Diözeſe, noch am Sitze ſeiner Abtei ſich aufhalten konnte, verbrachte er ſeinen Lebensabend als Hilfsbiſchof des Graner Erzbiſchofs in Tyrnau. Er entſchlief im Juli 1672 in Wien. Macripodari war ein wiſſenſchaftsliebender Prälat erfüllt von tiefer Religiöſität. Als ſchwärmeriſcher Verehrer ſeines Schutzpatrons, des Dominikanerheiligen Hyacinth, hinterlegte er beim Graner Domkapitel eine Stiftung, damit deſſen Gedächtnistag mit einer Veſper und Pontifikalamt gefeiert werde. In der auf ſein Bildnis beſchriebenen Deviſe, »Omnia vanitas«, gab Macripodari der Verachtung weltlicher Glücksgüter Ausdruck, in weiſer Demut verſchweigend, daß er die wahre Glückſeligkeit durch Befolgung der evangeliſchen Räte erſtrebte. Ein heißes, ſeeliſches Verlangen nährte er in ſeinem Herzen vielleicht ſein ganzes Leben

lang. Gleich dem erſten heiligen Mönchbiſchof, ſehnte auch er ſich, das Land zu betreten, welches die Fußſpuren des Heilandes geheiligt hatten. Jahre hindurch rüſtete er ſich zu dieſem Pilgerzug. Schon verfaßte er ſein Teſtament, in welchem er auch die Armen bedachte, um ſich auf die Reiſe zu begeben. Ob aber ſein Sehnen in Erfüllung ging und er das Heilige Land erblickte, iſt nicht feſtzuſtellen, ſowie auch andere Umſtände ſeines Lebens bis jetzt nicht ans Licht kamen.

66. **Graf Ferdinand Pálffy** (1672–78) wurde 1620 in Wien geboren. Sein Taufpate war König Ferdinand II., von dem er ſeinen Taufnamen erhielt. Er trat in die Geſellſchaft Jeſu ein, doch konnte er die Stille ſeiner Zelle und die Ruhe ſeines Gemütes nicht lange genießen. Die entgegengeſetzten Anſprüche ſeiner Verwandten auf ein Beſitztum verurſachte eine ſolche Zwietracht, welche mit dem Zerfalle des Familienfriedens drohte. Seine Angehörigen verwickelten auch ihn in ihre weltlichen Geſchäfte und um den Verluſt des Beſitztums zu verhindern, verbündeten ſie ſich, ihn zu bewegen, die Dispenſation vom Gelübde der Armut zu erwirken. Die Sorge für ſeine Verwandten und für den Familienfrieden ließ ihm den Verzicht auf das Ordensleben als Pflicht erkennen und zwang ihn, um die Entlaſſung aus dem Ordensſtande anzuſuchen. Durchdrungen von der in den Jeſuitenſchulen angeeigneten Denkungsweiſe, pflegte er auch als Biſchof in ſeinem Herzen jedes Ideal, welches aus den geiſtlichen Exerzitien der Jeſuiten ſich herausbildete, da er auch weiterhin die Geſellſchaft Jeſu als ſeine liebe Mutter verehrte. Im Gegenſatze zu ſeinem Vetter, dem Biſchof Thomas, welcher ſich lieber mit den materiellen Angelegenheiten ſeines Bistums befaßte, hielt Ferdinand einzig und allein nur das Seelenheil ſeiner Diözeſanen vor Augen. In Anbetracht des in der Diözeſe herrſchenden Prieſtermangels, wendete er ſich auch an die Propaganda-Kongregation um Seelſorger. Zum Biſchof von Erlau ernannt, reſidierte er in Kaſchau, wo er am 21. Oktober 1680 verblich.

67. **Graf Johann Kéry** (1678–81) war General des Paulinerordens. Nachdem er, den Satzungen entſprechend, nach ſechs Jahren ſeine Würde ablegte, verlieh ihm der Graner Erzbiſchof, Georg Szelepcsenyi, um ihn für die Verwaltung ſeiner Diözeſe zu gewinnen, ein Graner Kanonikat und erwirkte ſeine Erhebung zum Biſchof. Kery ernannte, wie ſeine Vorgänger, den Vorſteher der Franziskanermiſſionare zu ſeinem Vikar, er ſelbſt aber wirkte als erzbiſchöflicher Vikar in Tyrnau und ſpielte eine führende Rolle nicht nur im kirchlichen, ſon-

dern auch im politiſchen Leben. Schon nach 3 Jahren übertrat er auf das Waizener Bistum. Eben als er ſich mit dem Gedanken befaßte, ein Paulinerkloſter zu ſtiften, und dann ſeiner Biſchofswürde entſagend, ſich zurückzuretten in die vom Armutsgelübde erfüllte, erquickende Luft der Mönchsklauſe, erlangte er am 5. März 1685 ſtatt des Kloſterfriedens, die ewige Ruhe. Seine irdiſche Hülle wurde im Marientaler Paulinerkloſter beſtattet.

68. **Nikolaus Balogh** (1681—85) war ein frommer, gutherziger und freigebiger Prälat, von ſeiner in Wien und Rom verbrachten frühen Jugend an ein eifriger Pfleger der Wiſſenſchaften und bis in ſein ſpätes Alter ein großer Bücherfreund. Wie die meiſten ſeiner Vorgänger, reſidierte er auch als Biſchof im Beſitze eines Graner Kanonikates, in Tyrnau und machte ſich beſonders durch Erziehung von Prieſtern für ſeine Diözeſe verdient. Es wurde ihm das mit dem Tode Kerys freigewordene Bistum von Waizen und ſpäter die Propſtei von Zips verliehen. Er verſtarb am 6. Oktober 1689 am Sitze ſeiner Propſtei, wo ſich auch ſein Grabdenkmal befindet.

69. **Georg Fényeſſy** (1685—86). Geboren in Oedenburg war er zuerſt Domherr und Vikar in Neutra, nachher in Gran, wo ihn ſeine Biſchofsernennung erreichte. Während ſeinem Episkopate kam die bedeutende Feſtung Arad wieder in die Hände der Kaiſerlichen, worauf die Türken auch die einſtige Biſchofſtadt Tſchanad räumten. Da Arad zum Schutz der Maroſchlinie eine bedeutſame Rolle zufiel, verſah man ſie mit einer ſtarken deutſchen Beſatzungstruppe, deren ſeelſorgerliche Betreuung Franziskaner übernahmen. Zu ſeinem Vikar beſtellte auch Fenyeſſy den Franziskanervorſtand, er ſelbſt aber nahm als Kapitel-, dann als erzbiſchöflicher Vikar am Sitze ſeines Kanonikates, in Tyrnau an der Regierung der Graner Diözeſe teil. Zum Biſchof von Erlau ernannt, beſchloß er 1899 in Joos ſein ſegenreiches Leben.

70. **Michael Dvornikovich** (1686—89) abſolvierte ſeine Studien in Bologna, war Dompropſt von Raab, wo er auch als Biſchof reſidierte. Während ſeiner Biſchofszeit wurde das Gebiet der Diözeſe zum Schauplatze kriegeriſcher Operationen und ein Teil desſelben von den Türken befreit. Da aber König Leopold I. ſein Verſprechen, Segedin zum Biſchofſitz zu erheben, das Domkapitel wieder herzuſtellen, äräriſche Gebäude als Wohnungen zu überlaſſen, nicht einhalten konnte, war es Dvornikovich verſagt, die Diözeſe unmittelbar zu regieren. Bemüſſigt die Adminiſtration des

Bistums dem Franziskanervorstand zu überlassen, begnügte er sich mit der Fürsorge zur Heranbildung von Seelsorgern. Er überging zum Waizener Bistum.

71. **Stephan Telekessy** (1689—99) verbrachte seine ganze Bischofszeit ebenfalls in Raab, wo auch er, wie sein Vorgänger Dompropst und Generalvikar war. Er versah den vom Türkenjoche befreiten Teil seiner Diözese mit Priestern, welche er unter Aufsicht eines gesonderten »Erzpriesters« stellte. Sein Wohltätigkeitssinn erwarb ihm den ehrenden Namen »Vater der Armen«. Der Wiener Nuntius Piazza rühmt ihn in seinem Berichte an den päpstlichen Staatssekretär folgendermaßen: »Ein Prälat von reinen Sitten, voll Eifer und Frömmigkeit, der Kirchen baut, Wohltaten spendet und deswegen in allgemeiner Achtung steht.« Neben diesem Ruhm wurden ihm auch Verfolgungen und Leiden zuteil. Doch seine große und edle Seele konnte nicht erschüttert werden. Sein Wahlspruch war: »Stephanus sum, lapidibus assuevi, non meluo«. Er starb als Bischof von Erlau, am Sitze seines neuen Bistums am 3. März 1715 und wurde dort in der von ihm errichteten Michaelskirche bestattet.

72. **Franz Jani** (1699) ein gebürtiger Italiener, wurde 1673 Graner Domkapitular und Vertrauter des Erzbischofs Szelepcsenyi. 1687 zum Bischof von Syrmien ernannt, umformte er diese Diözese und bestieg dann den Bischofsstuhl von Tschanad. Letzteren Titel trug er aber nur wenige Monate und ohne päpstliche Bestätigung.

73. **Stephan Dolny** (1699—1707) wurde vom Dompropsten und erzbischöflichen Vikar von Gran im Jahre des Karlowitzer Friedens, der einen Teil des Diözesangebietes von den Türken säuberte, zum Bischof ernannt. Der Friedensvertrag untersagte zwar den Türken die Religionsübung der Christen zu hindern, doch dieser scherte sich nicht um dieses Verbot und so mußten die unter seiner Botmäßigkeit lebenden Christen auch weiterhin schmachten bis zur Rückeroberung von Temesvar, welche sie dann von allen Unbillen erlöste. Gleich nach Befreiung von der Türkenherrschaft setzte ein wirksames Glaubensleben ein. Besonders in Arad, wo sich ringsum der Festung deutsche Gewerbetreibende und Kaufleute ansiedelten, wodurch bald ein deutscher Stadtteil entstand. Die Erweckung des Glaubenslebens und somit mittelbar auch der Gründer der noch heute bestehenden Minoritenpfarre ist das Verdienst des Minoritenpaters Kamill Höflich aus der Köl-

ner Ordensprovinz. Dolny begnügte ſich nicht mit der Beſtellung eines Stellvertreters, ſondern ſendete, da er krankheitshalber die Diözeſe ſelbſt nicht beſuchen konnte, einen Plenipotentiar dahin, den er mit ausführlichem Verhaltungsregeln verſah. Um je zahlreichere Kirchen und Bethäuſer errichten zu können, ließ er ſorgſam nachforſchen: wo ſich ſolche Kirchenruinen vorfinden, deren Beſtandteile zum Bau verwendet werden könnten. Er ſpendete die erſte Stiftung zugunſten des Prieſterſeminars, welches aber erſt nach einem Jahrhundert entſtand und trug Sorge für die Anſtellung von Seelſorgern. Um den Mangel an letzteren abzuhelfen, verwendete auch er noch die ganz eigentümlichen Laienapoſtel der Türkenzeit, die ſog. Lizentiaten. Dieſe waren weltliche Männer, welche vom Biſchof Vollmacht (»licentia«) erhielten, die nicht ausſchließlich mit dem prieſterlichen Ordo verbundenen ſeelſorgerlichen Obliegenheiten zu verrichten: ſie tauften, trauten, beerdigten, hielten Gottesdienſte ab, katechiſierten, predigten, bezw. laſen Predigten vor; Zölibat war für ſie nicht vorgeſchrieben. Ihr Amtskleid war bei Funktionen: ſchwarzer Talar mit Chorhemd. Dolny legte ihnen beſonders ans Herz an Sonn- und Feiertagen die Jugend in den Grundlehren der Religion zu unterrichten und das Volk zur Einhaltung der Sonntagsruhe anzueifern. Er verblich am 2. Juni 1707 und wurde in der Gruft der Tyrnauer Franziskaner beſtattet.

74. **Sigismund Ordódy** (1703) war zugleich Dompropſt zu Gran. Den Biſchofstitel führte er nur einige Monate. Nach ſeinem Abſterben (25. September) blieb der Biſchofſtuhl mehr als ein Jahr hindurch unbeſetzt, denn ſein Nachfolger 75. **Franz Lubſánszky** (1710), ebenfalls Mitglied des Graner Domkapitels wurde erſt 1710 ernannt. Dieſer aber war ſchon damals erkrankt und ſtarb (11. Juni) in Wien, bevor ihm das Ernennungsdekret eingehändigt werden konnte. Hierauf wurde das Bistum ſchon nach vier Tagen durch Graf Ladislaus Nadasdy beſetzt, unter dem die Diözeſe, nach Rückeroberung der Feſte Temesvars von den Türken, gänzlich befreit wurde. Sein eigentliches Wirken gehört daher ſchon in die folgende Zeitperiode.

Sieg des Kreuzes.

Mit der Befreiung Wiens 1683 begann der Glanz des Halbmondes zu erblaſſen, bis er dann gänzlich erloſch. Am 26. Auguſt 1716 marſchierte das kaiſerliche Heer des »edlen Ritters«

Prinzen Eugen von Savoyen vor Temesvar auf. Am 13. Oktober 1716 übergab Aga Achmed im Auftrage des Paschas Mustapha die Stadt. Als der letzte Türke die Festung verlassen hatte, donnerten 120 Geschütze zum Zeichen, daß die 164-jährige Osmanenherrschaft zu Ende war. Am 21. Juli 1718 wurde der Friede von Passarowitz unterzeichnet und das Gebiet des Bistums kam wieder an den christlichen Herrscher zurück. Die Wendung zweier Zeitalter ist damit eingetreten: eines zur geschichtlichen Vergangenheit geworden und ein anderes langsam dämmernd heraufgekommen. Neues Licht strahlte auf jenen Boden, wo lange her nur wüstes Leben hauste. Nach Befreiung wurde dieser Landstrich eine selbständige Provinz unter militärischer Verwaltung, an deren Spitze der General, spätere Feldmarschall Graf Claudius Florimund Mercy als Gouverneur stand. Dieser war ein ausgezeichneter Soldat, genialer Administrator und großer Wirtschaftsgeist. Ihm waren die Präfekten der 11 Distrikte untergeordnet. An der Spitze der Klein- und Groß-Gemeinden standen Kneze und Oberkneze. Der erste Bürgermeister von Temesvar wurde Tobias Balthasar Hold. Neben dem deutschen gab es auch einen raizischen (serbischen) Magistrat (im heutigen staatl. Realgymnasium).

Zwei große Aufgaben stellte sich Statthalter Mercy: die Befestigung von Temesvar und die Ansiedlung des Banats. Als Prinz Eugen nach 48-tägiger Belagerung seinen Einzug in die Stadt hielt, fand er diese und ihre Bewohner in einem geradezu trostlosem Zustand, doch sollte bald auf den Trümmern der alten Türkenstadt ein mächtiges Bollwerk gegen die Gefahren jeglicher Feinde erstehen. Am 25. April 1723 wurde zu den neuen Festungsmauern der erste Grundstein durch den Jesuitensuperior gelegt und eingesegnet. Die Festungsmauer (Bastion), in welche der erste Grundstein gelegt wurde, erhielt den Namen des hl. Ignatius. Mit dem Grundstein wurde eine Zinnplatte versenkt, worauf folgende lateinische Inschrift stand: »Nachdem unter der Regierung Karls des VI. der Heerführer Eugen Prinz von Savoyen, durch die Schlacht bei Peterwardein im Jahre 1716 die Provinz von den Türken zurückerobert hatte, wurden unter dem Präsidenten, Grafen Claudius von Mercy im 1723. Jahre nach dem Gebären der Jungfrau, am 25. April die Mauern Temesvars gegründet.« Der Bau dauerte 40 Jahre lang und wurde unter Maria Theresia 1763 beendet. Den Grundriß und die Pläne der im Vaubanischen System aufzuführenden Befestigungen Temes-

vars ſoll ein im Ingenieurweſen hochgelehrter Jeſuitenpater gezeichnet haben.

In das völlig entvölkerte Banat mußten neue Arbeitskräfte angeſiedelt werden, wenn wieder Leben und Gedeihen ſich entwickeln ſollte. Dies zu verwirklichen ſtand als zweites Programm vor den Augen Mercys. Er ſah ſich um nach tüchtigen Bauern und Handwerkern. Serben und Rumänen befanden ſich bereits hier, Madjaren gab es auch zerſtreut, deutſche Einwanderer wollte er nun heranlocken, damit ihr eiſerner Fleiß und ihre Zähigkeit wieder ein blühend Ackerland mache aus dieſer verödeten Erde. Es war aber ein großes Opfer ſich in dieſer Zeit im Banat niederzulaſſen. Die Luft war verpeſtet, der Boden verſumpft, die Malaria wartete auf Beute. Und doch iſt das Unglaubliche gelungen.

Wir unterſcheiden drei ſogenannte Schwabenzüge aus dem deutſchen Reiche. Die erſte Koloniſierung noch zur Zeit Kaiſer Karl VI. (als ung. König Karl III.) hatte inſofern Erfolg, da die ſchweren Jahre der Rheingegend (Luxenburg, Elſaß-Lothringen, Pfalz, Mainz, Köln, Trier) unter der Bedrückung und Herrſchſucht des Franzoſenkönigs Ludwig XIV. ſchon unerträglich waren, aber auch das Donau-, Neckar-, Schwarzwaldgebiet unter leichtſinnigen Regenten und dem ausſaugenden Adel keine herrliche Tage genoß. So ein Volk, dem nichts Böſeres mehr zuſtehen konnte, unternahm gerne den 6 Wochen dauernden Weg, um auf der Donau bei Donauwörth und Marxheim eingeſchifft, mit großen Flöſſen in das neue Vaterland zu überſiedeln. Worms, die Stadt der Nibelungen wurde das Werbezentrum. Man legte das Hauptgewicht auf katholiſches Element, weil Wien ſelbſt dieſen Glauben verehrte und weil man im Kriege mit den evangeliſchen Städten Oberungarns üble Erfahrungen gemacht hatte. Die Landung erfolgte an der unteren Donau (Neu-Palanka) oder auch am Theißufer. Die Zahl der Siedler erreichte vom Jahre 1723—1726 über 10 000. Dieſe Anſiedlung galt hauptſächlich dem ſüdlichen Teile des Banates. Eine ſorgfältige Hand, ein ſchöpferiſcher Mann erleichtete die erſten kümmerlichen Jahre. Wo es an Baumaterial fehlte, dort ließ Mercy aus den Kraſchowaner Wäldern Holz beſchaffen, auf der Temeſch errichtete er Sägemühlen dazu. Ziegelbrennereien, Waſſer- und Pferdemühlen ſorgten für Wohnung und Leben. Vorſchuß an Früchten, Baufeld, Steuerfreiheit trugen viel zum erſten Erfolg bei. Zum Ackerbau beſorgte er Weizen, Hafer, Gerſte, Mais, für Weinbau Reben. Er ließ Maulbeerbäume pflanzen, um die Seidenraupenzucht zu fördern, ja ſelbſt

die Reiskultur in der Nähe von Temesvar fand in ihm einen Unterstützer.

Die wahre Größe Graf Mercys zeigte sich in der Begaregulierung. Sein Scharfsinn sah in den vernachläßigten Flüssen (Bega, Temesch, Berzava) den größten Gegner seiner wirtschaftlichen Tätigkeit. Zuerst mußten diese gebändigt und zugleich in den Dienst gestellt werden. Man brauchte Wasser zum Holzschwemmen, deshalb ließ er von Fatschet bis Temesvar vier Schleußen in die Bega einbauen und um Hochwasser sicher ableiten zu können, wurde dem Wasser leichterer Lauf gewählt, der kürzeste Weg, d. h. es wurde ein gerades Flußbett gegraben. Das Begawasser verwendete er aber auch für die Stadt Temesvar, nachdem er dasselbe durch einfache Maschinen gehoben und in unterirdischen Kanälen der Bevölkerung zugeliefert hatte. Diese Arbeit deutet am klarsten auf seine vielseitige Bildung und für die Nachkommen war diese Wasserwirtschaft ein militärischer Befehl, denn es galt Herr zu werden über die Banater Gewässer um Herr zu werden des Bodens und des scheelsüchtigen Todes. Die großartigste und in technischer Hinsicht tüchtigste Arbeit wurde eigentlich erst unter der Regierungszeit des Statthalters Perlas vom Ingineur Fremaut ausgeführt (1759—1760). Von Koschtely aus hat er die Temesch und Bega mit einem Kanal verbunden, wodurch erreicht wurde, daß in niederschlagsarmen Monaten die Bega das zum Holzschwemmen benötigte Wasser aus der Temesch erhielt. Bei Topolovetz wurde eine zweite Schleuße und ein Entlastungskanal angelegt um das Hochwasser der Bega in die Temesch leiten zu können. Diese zwei Wasserbauarbeiten boten vor allem gegen Versumpfung und Hochwasser einen bedeutenden Schutz.

Jahre hindurch wurde das Banat das »Grab der Deutschen« genannt. Das kleine Temesvar, welches im Jahre 1728 nur 61 Täuflinge aufwies, zählte im gleichen Jahre 484 Todesfälle. Im Jahre 1732 litt dieselbe Stadt mit 6000 Einwohnern derart an Fieberkrankheiten, daß man im Monat Dezember täglich 10—12 Leichen zählte. In den Jahren 1738—1740 wütete die Pest, die etwa ein Sechstel der Bevölkerung hinwegraffte. (Das Dreifaltigkeits-Denkmal am Domplatz erinnert an diese Seuche.) Einzelne Ortschaften sind fast ganz ausgestorben. Und doch wurde die Ansiedlung vereinzelt fortgesetzt. Es wurden eigens nach verschiedenen Teilen von Süd- und West-Deutschland bezahlte Werber ausgesendet. Namentlich der siebenjährige Krieg war für den Erfolg der sog. zweiten Ansiedlung entscheidend. Das Sehnen nach friedli-

ihem, beſſerem Daſein hat viele Wanderer aus dem Reich zur neuen Heimat geführt. Es geſchah dies im Jahre 1763 unter Maria Thereſia's weiſen Regierung mit mütterlicher Sorgfalt. Am 25. Feber erließ die Kaiſerin einen Anſiedlungserlaß (Koloniſationspatent), womit ſämtlichen Anſiedlern, die ſich auf Staatsgütern (Kameralgütern) niederlaſſen und dort ein Haus bauen würden, ſechsjährige Steuerfreiheit, unentgeltliche Anweiſung von Bau- und Brennholz, den Handwerkern aber zehnjährige Steuerfreiheit zugeſagt wurde. Außerdem erhielten die Anſiedler zur Erbauung von Häuſern Koſtenvorſchüſſe auf 5 Jahre zugeſtanden, nach welcher Friſt die Hälfte zurückbezahlt, die Hälfte nachgelaſſen werden ſollte. Für Geiſtliche, Lehrer und Aerzte ſollte geſorgt werden. Durch Erlaß vom 13. Mai 1767 wurde die Verwaltung ermächtigt, jedem Einwanderer 24 Joch zum Ackerbau und 6 Joch Wieſen anzuweiſen. Kein Wunder, daß der Andrang allmählich ſtärker wurde. Der nördliche Teil des Banats, die Haide konnte dadurch beſiedelt werden, trotzdem Sumpffieber und Cholera, neue Türkeneinfälle und Ueberſchwemmungen auch in dieſem Zeitraum ungeheure Menſchenopfer forderten.

Aehnlich wie Maria Thereſia, bekümmerte ſich auch Joſef II. um die Beſiedlung des Banates, das ihm beſonders am Herzen lag und welches inzwiſchen mit Ungarn vereinigt wurde. Bis zum Jahre 1778 unterſtand die Landſchaft als kaiſerlicher Beſitz unmittelbar der Wiener Hofkammer, wurde von deutſchen Beamten verwaltet und hatte mit Ungarn nichts zu tun. Nun hatte die alte Kaiſerin das Land den Ungarn übergeben als Lohn für ihre in vielen Kriegen gehaltene Treue. An Stelle der Wiener Landesadminiſtration trat die ungariſche Komitats-Regierungsweiſe. Doch ſchob Joſef II. bei ſeiner Thronbeſteigung dieſe wieder beiſeite und das Banat wurde bis zu ſeinem Tode wieder deutſch verwaltet. Von Wien ſollten die neuen Anſiedler (3. Schwabenzug) zunächſt nach Preßburg auf der Donau reiſen, wofür ſie pro Kopf 2 Gulden erhielten, — ging die Reiſe durch Peſt, ſo erhielten ſie noch einen Gulden, — ebenſoviel erhielten ſie am Anſiedlungsorte angelangt. Jedem Anſiedler wurde ein Haus zugewieſen, beſtehend aus einem Zimmer, einer Kammer, einer Küche und Stallung. Er konnte eine ganze, eine halbe, eine viertel oder ein achtel »Anſäſſigkeit« erhalten. (Eine ganze beſtand aus 32 Joch.) Ferner bekam er ein Paar Ochſen und Pferde, eine Kuh, ſowie Wagen, Pflug und Egge, und zwar alles unentgeltlich. Noch entgegenkommender wurden die Handwerker behandelt. Sie erhielten zwar Wohnhäuſer ohne Aecker, aber das

Meiſterrecht und 50 Gulden für Werkzeuge. Scharenweiſe kamen daher die Anſiedler aus allen Ländern, auch aus Italien und Frankreich, die zahlreichſten waren jedoch die Deutſchen, deren Zahl bis dahin mit den vorherigen zuſammen 60 000 erreicht haben dürfte. Gleichzeitig wurden auch aus dem alten Rumänien (Oltenien) Bulgarien und Serbien Koloniſten beigezogen. Eine Seelenbeſchreibung aus der Zeit des bürgerlichen Statthalters (Zivilgouverneurs) Graf Clary (1769—1774) beſagt, daß im Banat 181 639 Rumänen, 78 780 Serben, 43 201 Deutſche (Italiener und Franzoſen), 8683 Bulgaren, 5272 Zigeuner und 353 Juden, insgeſamt 317 928 Menſchen gewohnt haben. Demgegenüber gab es im Jahre 1910 der Volkszugehörigkeit nach im Banat: 910 084 Rumänen, 512 601 Deutſche, 313 337 Südſlaven, 308 964 Madjaren, 30 936 Slovaken, 33 791 Juden and 51 690 andere Nationalitäten, insgeſamt 2 161 403 Seelen.

Am 29. Juni 1734 (heuer ſind es gerade 200 Jahre) wurde Feldmarſchall Mercy in einem Feldzuge gegen Spanien tödlich von einer Kugel getroffen. Er iſt der wirtſchaftliche Reorganiſator des Banats und auch des Bistums geweſen. Es waren nicht Leute abenteuerlicher Neigung, die ihren früheren Wohnort verlaſſend hier eine neue Heimat gründeten. Sie erkannten Gottes Fingerzeig, Gottes Rat und Beſtimmung in dem Drang, der ſie nach Oſten und nach Süden trieb in ein Land, das erſt durch ſie alles das werden ſollte, was ſie eben verließen, das erſt ihren Kindern oder Enkeln die Früchte bringen ſollte, deren Samen ſie im Schweiße ihres Angeſichtes legten. Bald war das Anſiedlerhaus gebaut. Die Mauern wurden aus Lehm ausgeführt, das Dach mit Stroh und Rohr bedeckt. An einer Kirche fehlte es nur, aber auch dieſe ſollte bald aufgebaut werden. Und dann wurde nach altem Brauch und Sitte das liebe, heimatliche Kirchweihfeſt gefeiert. Das Dorf war außer Rand und Band bei dieſem Feſte. Schon am frühen Morgen wurden den großen Buben die bebänderten, mit Rauſchgold und künſtlichen Blumen aufgeputzten Hüte zugeſendet, und der Aufmarſch zur Kirche war ein Schauſtück für jung und alt. »Freut euch — predigte der Dorfpfarrer zu den Verſammelten — jetzt ſteht ihr nicht mehr allein in der Fremde. Jetzt hat auch Gott ſein Haus in eurer Mitte, und jetzt wird die Fremde zur Heimat.« Am Mittag zogen die Kirchweihbuben jubelnd durch das Dorf, überall begrüßt, in jedem Haus bewirtet. Nach der Veſper begann der Tanz um das Faß. Und die Muſikanten ſpielten ſchöne alte Liedertänze, zu denen die Mädchen ſangen und ſich in Reigen drehten. Ja, das war die Taufe dieſer fremden Welt zur Heimat.

Einen ſchweren Kampf auszukämpfen zogen die Ahnen der Mehrheit der heutigen Diözeſanen aus dem Deutſchen Reiche in das Banat, und ſie beſtanden ihn: die Natur wurde wieder untertan und ihre Kräfte ſtellten ſich aufs neue in den Dienſt der Kultur. Das erſte Jahrhundert der Anſiedlung ſtand im Zeichen des Aufbaues von Grund auf. Nur die Sorge um Haus und Herd, alſo der Kampf ums nächſte Daſein erfüllte die Menſchen. Das zweite Jahrhundert hatte die Aufgabe das Gewonnene zu behaupten, Grund und Boden zu erweitern, einen größeren Lebensraum zu ſchaffen, denn die Zahl der Kinder wuchs gewaltig an. Und es war gelungen allen Hinderniſſen zum Trotz, aus der Banater Einöde eine Kornkammer zu machen, ein ungariſches Aegypten, das dem Staat ungemein viel Nutzen brachte. Aus einer Wüſte ward ein blühend Eden, aus Sümpfen erhob ſich eine neue Welt. Aber wenn wir uns fragen, wie war dies möglich? Wie konnten die erſten und die weiteren Anſiedler ſoviel Strapazen auf ſich nehmen, ſoviel Not und Entbehrung mitmachen, ſoviel Heimweh und Krankheit erdulden? Da gibt es nur eine Antwort: **ihr Glaube an Gott** war ſtärker als das Schickſal der Zeit. Eine ehrbare Schwäbin, beinahe hundert Jahre alt und erſt vor kurzem geſtorben, die ſelige Mutter des jetzigen Biſchofs, gibt uns die Löſung des Rätſels. Ihre Großmutter war als 20-jähriges Mädchen aus der Pfalz eingewandert. Von dieſer hörte ſie vieles und ſie erzählt aus ihrer Kindheit folgendes: »Wir waren arme, aber gottesfürchtige Leute. Frühmorgens und abends knieten wir, Vater und Mutter und Kinder vor dem Schubladkaſten nieder, denn auf dieſem ſtand das alte Kruzifix, das aus der fernen Heimat mitgebracht wurde. An Sonn- und Feiertagen gab's kein Ackern und Anbauen, oder ſonſt irgendeine Arbeit. War am Sonntag ein Hemdenknopf anzunähen, ſo geſchah es, aber Montags ſchnitt die Großmutter dieſen wieder ab und nähte ihn von neuem an. Am Freitag faſtete die ganze Gemeinde. Vor Aſchermittwoch wurde alles Küchengeſchirr ausgekocht, denn während der Faſtenzeit ſollte nichts an Fleiſch und Schmalz erinnern. Gar oft ſagte die Großmutter: Kinder, ihr müßt ſo arbeiten als wenn ihr ewig lebtet, aber ſo beten, als wenn ihr gleich ſterben ſolltet.«

Die Biſchöfe ſeit 1716.

Nach der Türkenzeit geriet das Gebiet des Bistums unter öſterreichiſche Leitung, und ſomit endete auch die vorherige, mit den ungariſchen Diözeſen gemeinſame kirchliche Verwaltung. Es

offenbarte ſich aus Wien ein Beſtreben, das Banat vom Gebiete der alten Diözeſe loszutrennen und die abgeſonderte Provinz auch kirchlich ſelbſtändig einzurichten. Es ſollte die unter osmaniſcher Botmäßigkeit gar arg zuſammengeſchmolzene Zahl der Gläubigen mit von heimatlichen Prieſtern begleiteten deutſchen Anſiedler erſetzt werden. Die oberhirtliche Rechtsgewalt der Biſchöfe ſollte ſich auf das Banat beſchränken, indem ausdrücklich unterſagt wurde auch oberhalb der Maroſch Verfügungen zu treffen. Dieſer unberufene und gewaltſame Eingriff der Behörden in die Rechte der Kirche erſchwerte die Diözeſanregierung ſehr. Selbſt das Ernennungs-, Verſetzungs- und Beſtätigungsrecht der Geiſtlichen wurde dem Biſchof verweigert. Zumeiſt wurde der Oberhirt gar nicht befragt. Nicht vom Biſchofe in erſter Linie, ſondern von der kaiſerlichen Statthalterei erbitten und empfangen die aus dem Deutſchen Reiche kommenden Prieſter Bevollmächtigung zur Seelſorge. Selbſt die Domkapitularen-Ernennung wird unter weltliche Behörde geſtellt, der Biſchof hat bloß die kirchliche Inveſtitur des Ernannten zu vollziehen. Ausführliche Denkſchriften, umſtändliche Vorſtellungen, breitſpurige Begründungen waren erforderlich, wenn der Biſchof zum Wohle ſeiner Diözeſe, bei Beſetzung einer ſchlichten Pfarrpfründe die Vorſchläge der politiſchen Machthaber abwehrend, ſeinen Standpunkt zum Siege verhelfen wollte.

76. Graf Ladislaus Nádasdy (1710–29)

Er wurde als Vikar des Paulinermönchordens zum Biſchof ernannt, war aber zu gleicher Zeit auch Mitglied, dann Propſt des Domkapitels von Raab. Die Zeitberichte ſtellen ihn als Mann von großer Wiſſenſchaft mit wallendem Bart dar. Sein Vater wurde ſeinerzeit als politiſcher Empörer mit Zrinyi und Frangepan zu Wiener Neuſtadt im Jahre 1671 (apr. 30.) enthauptet. Gewiſſermaßen als Sühne wurde der Sohn zum Biſchof ernannt. Die Familie hatte überdies hierorts bedeutende Grundbeſitze. Im Einklang mit dem Beſtreben nach einem geſonderten neuen »Banater Bistum« beabſichtigte man auch die biſchöfliche Reſidenz in den Mittelpunkt dieſes Gebietes, nach Temesvar zu verlegen. Tſchanad, die urſprüngliche Biſchofſtadt ging während der Türkenherrſchaft zugrunde. Nach Befreiung vom Türkenjoche wurde Segedin die biſchöfliche Reſidenz. Die Behörden bevorzugten aber Temesvar. Die dafür ſprechenden Umſtände wurden von der Banater Adminiſtration mit Genauigkeit angegeben: das deutſche Temesvar iſt im Mittelpunkt der Diözeſe, — das ungariſche Segedin liegt am Rande;

fünfzig Pfarren beſtehen bereits im Banat, außerdem in Temesvar ein Jeſuiten-, in Karanſebeſch ein Kapuziner-Miſſionshaus, überdies drei Minoriten- und Franziskanerklöſter; auch die Union der Griechiſch-Orthodoxen erheiſchte, daß der Biſchof in der Nähe derſelben ſei und ſchließlich erhebt der Graner Erzbiſchof Anſprüche auf Segedin. Tatſächlich beabſichtigte hierauf Biſchof Nadasdy nach Temesvar zu überſiedeln, denn er betonte ſtets ſeine Rechtsanſprüche

Biſchof Ladislaus Nádasdy

auf das ganze Gebiet der alten Diözeſe. Jedoch ſeine Perſon war der kaiſerl. Statthalterei-Adminiſtration nicht genehm. Es wurde ihm mitgeteilt, als Gaſt und Magnat ſei er willkommen, aber als Biſchof könne man ihn nicht empfangen. Erſt nach langen Schwierigkeiten hatte man ſeine biſchöfliche Jurisdiktion dennoch anerkannt

und er wurde am erſten Faſtenſonntag, 5. März 1724 zu Temesvar eingeführt und inthroniſiert. Er konnte jedoch trotz all ſeinem Beſtreben in der Stadt kein beſtändiges Heim finden, ſondern wohnte einſtweilen bloß als Gaſt bei den Patres Jeſuiten.

In ſeiner Abweſenheit war der Superior der Jeſuiten ſein Stellvertreter, der ſomit oberhirtliche Jurisdiktion beſaß, in der Diözeſe die Kirchenbeſichtigungen vornahm und die Seelſorge überwachte. Die Söhne des hl. Ignatius haben ſich in dieſer Zeit unermeßliche Verdienſte erworben um Gottesdienſt und Predigtamt. In deutſcher und illiriſcher Sprache redeten ſie zum Volke, führten Orgel und Glocken wieder ein in die neugeweihten Kirchen, unterrichteten das Volk im Volksgeſang mit Muſikbegleitung. Zumeiſt gaben Militär- und Zivil-Behörden gutes Beiſpiel bezüglich der religiöſen Pflicht. Intereſſant ſind die damaligen kirchliche Volksgebräuche. Zu Weihnacht wurde eine zierliche Krippe aufgeſtellt in der Kirche mit dem Bildwerk des geborenen Heilandes. Am Karfreitag begleiteten Statthalter Mercy und Feſtungsbefehlshaber, General Wallis ämtlich die Geiſtlichkeit zum hl. Grabe. Bei dem Auferſtehungsumgange hielten die Vertreter beiderlei Behörden brennende Fackel in der Hand und ununterbrochen donnerten Kanonen die Freude des Tages in alle Welt. Die Fruchtweihe am Markustag wurde außerhalb der Stadt mit Militärmuſik vorgenommen. Feierlich beging man auch die Bittage und das Feſt des hl. Florian, des Schutzpatrons gegen Feuergefahr. Die größte Prunk wurde aber zu Fronleichnam entfaltet. Was nur Leben hatte, nahm teil am Umgange. Sechs Geſchütze donnerten und 100 Grenadiere gaben Ehrenſchüſſe an dieſem Tage. Der Bürgermeiſter mit den Stadträten begleiteten mit Fackeln in der Hand das Hochwürdigſte. Etwas ähnliches bot nur noch der Kirchweihtag am 15. Auguſt, wozu ſelbſt die Provinz (Landſchaft) erſchien in großen Wallfahrtszügen. Auch die Erinnerung an die Befreiung der Stadt wurde jedes Jahr gefeiert. Für die Gefallenen wurde ein Requiem, für die Geretteten ein Te Deum gehalten.

Uebrigens entſtanden, was beſonders merkenswert iſt, ſchon zur Zeit Nadasdys drei religiöſe Vereine in Temesvar. Der eine hieß Kongregation der unbefleckten Empfängnis. Der zweite Verein war dem bitteren Leiden Chriſti gewidmet, der dritte der Verehrung des hl. Johann von Nepomuk. Letzterer galt zugleich dem Ehrenſchutz des Nächſten gegen Verleumdung und üble Nachreden und hatte auch die Uebung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit zur Aufgabe. Johann von Nepomuk wurde mit

Einwilligung des Biſchofs und des Königs durch die Abſtimmung der einzelnen Pfarrgemeinden zum Schutzheiligen des Banats erklärt, 16. Mai 1727. Seine Verehrung fand aber auch ſchon früher ſtatt, noch vor ſeiner kirchlichen Heiligſprechung (19. März 1729.), was dem Umſtande zu verdanken war, daß viele tſchechiſche Beamte und Offiziere ſamt Familien hier anſäßig wurden. Ein anderer Grund mag der Umſtand geweſen ſein, daß im Banate großzügige Flußregulierungen ſtattfanden. Der hl. Johannes aber galt bei den frommen Gläubigen als ein beſonderer Helfer gegen Waſſergefahr. Deshalb gab es im ganzen Banat keine Stadt oder Gemeinde wo nicht an Brücken, Wegen und Stegen irgend eine Statue des hl. Johann von Nepomuk den Wanderer grüßte. So war alſo das religiöſe Gefühl gleich nach der Befreiung wieder zur Geltung gekommen. Auch die Schule, namentlich der Volksſchulunterricht konnte wieder nachgeholt werden. Vieles haben da die Prieſter wieder erſetzt, was während der Türkenzeit unterdrückt war. Nadasdy hat ſich ehrlich Mühe gegeben, um das ſeeliſche und geiſtige Leben ſeiner Diözeſanen neu zu fördern. Geſtorben in Preßburg wurde er im dortigen Franziskanerkloſter begraben.

77. Freiherr Adalbert von Falkenſtein (1730–39).

Dieſer kam aus der Benediktinerpropſtei Grönebach und war naher Verwandter des Statthalters Florimund von Mercy. Als Biſchof verlegte er ſeinen Sitz von Szegedin nach Temesvar, in das Gouverneursgebäude (heute Staatsanwaltſchaft). Er gründete mehrere Pfarreien und erhielt Erlaubnis zum Aufbau einer Domkirche. Zur Erhaltung des wiederhergeſtellten Domkapitels mit vier Mitgliedern bewilligte man als Erſatz der bisherigen Einkünfte 5000 Gulden. Die Domkirche wurde wie die meiſten damaligen Bauten Temesvars auf Piloten errichtet, in der erweiterten Stadt auf einer Stelle, die früher außerhalb der alten türkiſchen Feſtung lag. Am 6. Auguſt 1736, am Feſte der Verklärung Chriſti wurde der Grundſtein gelegt, der Aufbau hat über zwei Jahrzehnte in Anſpruch genommen. Zum Bau ſpendete der Staat jährlich 5000 Gulden.

In den erſten Jahren 1732—54 diente das Jeſuitenhaus, die alte Feſtungspfarre, ſpäter Seminarkirche zu Zwecken einer vorübergehenden Biſchofskirche. An Stelle derſelben ſtand im Mittelalter die bei Biſchof Benedikt erwähnte altwürdige Georgskirche. Während der Türkenherrſchaft wurde ſie als Hauptmoſchee benützt, nach der Befreiung ſollte ſie ihre frühere Be-

ſtimmung zurückerhalten. Von Kaiſer und König Karl bewilligt, ließen ſich am 3. Februar 1718 die Jeſuiten in Temesvar nieder, vier Patres und ein Frater unter dem Superior Laurentius Petz. Dieſe erhielten genanntes Gotteshaus und drei anſchließende Gebäude zum Kloſtergebrauch. Kurz vorher hatte eine Zeitlang das Militär die Moſchee noch als Verpflegsmagazin benützt. Am 8. April zogen die Jeſuiten im Rahmen eines Kirchweihfeſtes in ihr neues

Biſchof Adalbert Falkenſtein

Heim, nannten ihre Kirche »Maria Himmelskönigin vom ſchönen Wetter« „Santa Maria serena“ (weil während der Belagerung die Witterung dem chriſtl. Heere günſtig war) und erhielten nun die Pfarrſeelſorge der Stadt, welche ſie bis zu ihrer Aufhebung 1773 innehatten. Im Jahre 1725 eröffneten ſie auch ein Gymnaſium und haben darin mit bewunderungswerter Gründlichkeit Unterricht erteilt. Außer ihnen hatten nur noch die Minoriten in Arad lateiniſche Schulen.

Am 4. Februar 1739 wurde die Kirche durch ein mächtiges Erdbeben in ihren Fundamenten erschüttert und so trugen sich die Jesuiten mit dem Gedanken, eine neue Kirche zu erbauen, welcher Plan sich zum Teil im Jahre 1769 verwirklichen ließ. Bald darauf wurde aber der Orden aufgehoben, der Diözesanklerus übernahm die Kirche mit der Seelsorge, in den leeren Wohnungen erhielten Pfarramt und Volksschule Unterkunft. Im Jahre 1806 übersiedelte die Pfarrseelsorge in ihr heutiges Heim, das alte Jesuitenkolleg wurde zum Priesterseminar umgewandelt.

Außer der Jesuitenkirche befand sich noch außerhalb der neuen Festung in der Kleinen Palanka, in der sog. Katharinenstadt die Katharinenkirche, die ebenfalls bei Bischof Benedikt erwähnte Dominikanerkirche. Während der Türkenzeit trug auch sie 164 Jahre lang statt des Kreuzes den Halbmond. Nach 1716 wurde sie von den Kaiserlichen als Salzdepot und Pulvermagazin verwendet, im Jahre 1722 aber von dem Franziskanerorden der sog. Salvatorprovinz in Besitz genommen. Da sie bei der Festungsaufführung in das Gebiet der Schanzen fiel, mußte sie im Jahre 1757 abgetragen werden und mit ihr verschwand der letzte Stein des alten Temesvar. Die Franziskaner erhielten in unmittelbarer Nähe der Siebenbürger Kaserne zwei Bauplätze und eine dortselbst befindliche Mühle zum Geschenk, den Platz der heutigen Pfarrkirche. Der Bau der Kirche wurde im Jahre 1755 vollendet, gehörte bis 1806 den Söhnen des Heiligen von Assisi. Im Jahre 1888—89, wurde sie durch die Opferwilligkeit der Stadt Temesvar vollständig neuerbaut. An den Platz der alten Katharinenkirche wurde 1783 ein Obelisk gestellt, gegenüber dem heutigen staatlichen Mädchenlyceum, dieser trägt die Aufschrift: »Für die Hingeschiedenen, deren Asche und Gebeine ich hier berge, erbitte o Wanderer, mit Mund und Herz die ewige Ruhe«.

Noch eine Kirche bestand in Temesvar, die ebenfalls während der Türkenherrschaft als Moschee diente, sie erhob sich in der Stadthausgasse (heutiges Credit-Palais). Diese war nach Vertreibung der Osmanen, den Franziskanern bosnischer resp. Kapistranischer-Provinz überlassen, die im Jahre 1733 den Grundstein einer neuen Kirche zu Ehren des hl. Johannes von Nepomuk legten. Im Jahre 1788 als das Kollegium des Piaristenordens von Sankt-Anna nach Temesvar übersiedelte, erhielten diese das Gotteshaus mit dem daranliegenden Klostergebäude. Im Jahre 1911 wurde die Kirche abgetragen. Das alte Klostergebäude besteht noch, nur ist darinnen das städtische Konservatorium untergebracht. Die Piaristen

erhielten nachher als Entgelt ihr heutiges Ordenshaus und leiten derzeit in modernem Gebäude ein Lyceum für Knaben.

So fand Biſchof Falkenſtein bereits fertige Gotteshäuſer in Temesvar vor, andere wieder ſind während ſeiner biſchöfl. Regierung entſtanden. In das Jahr 1735 fällt die Gründung der griechiſch-katholiſchen Kirchengemeinde. Ihr Gotteshaus ſtand zunächſt am Mühlplatz in der Fabrik, ſpäter 1902, nach Er-

Die alte Jeſuitenkirche

bauung der heutigen Prachtpfarrkirche übernahm ſie die alte röm. kath. Pfarrkirche, welche ſchon im Jahre 1718 gegründet war. Im Jahre 1739 wurde auch die Roſalienkapelle erbaut von den Bürgern der Stadt nach dem Erlöſchen der furchtbaren Peſtepidemie mit dem Gelübde, hundert Jahre hindurch, alljährlich am 15. Mai (darauffolgenden Sonntag) hieher eine Prozeſſion zu ver-

anſtalten. Im Jahre 1737 erbaute die Bruderſchaft des hl. Joh. Nepomuk das erſte Spital in Temesvar, welches den Brüdern der Barmherzigen anvertraut wurde. Es trafen ſechs Mitglieder dieſes Ordens aus der Stadt Belgrad hier ein und ſie erwieſen ſich als Helden der Krankenpflege. Im Jahre 1748 wurde der Grundſtein zu ihrer Kirche gelegt, welche 1753 fertiggeſtellt und dem hl. Joſeph geweiht wurde.

Auch kirchliche Denkmäler der Stadt ſind erwähnenswert aus dieſer Zeit. Das älteſte Standbild des ganzen Banats iſt die von einem unbekannten Meiſter verfertigte einfache Statue des hl. Johann von Nepomuk. Dieſe ſtand urſprünglich am Paradeplatz, in der Nähe der Franziskanerkirche, wo man in den erſten Jahren der Befreiung die Landesfeſte abhielt. Sie gelangte ſpäter in die Nähe der Katharinenkirche, dann in das ſog. »Holzſtadl« jenſeits der Bega und von hier in die Städtiſche Gärtnerei, zuletzt aber in den Hof der Joſefſtädter Kirche. An ihren erſten Platz kam eine Marienſtatue (Immaculata), zugleich Nepomuk-Statue, welche in den Jahren 1753—53 von der Bruderſchaft des hl. Nepomuk und der Bürgerſchaft Temesvars errichtet wurde in dankbarer Erinnerung an das Erlöſchen der Peſtepidemie. Das prächtige, wahrhaft monumentale Denkmal des reinſten Barockſtiles, wurde in Wien beſtellt und nach dem Plan des berühmten Bildhauers Rafael Donner, von dem Bildhauer Waſſerburger ausgeführt, koſtete 1189 Gulden, faſt halb ſo viel als das ganze neue Barmherzigenſpital. Viele gutbeſuchten Andachten und Wallfahrten haben vor dieſem Denkmal ſtattgefunden. Es beſteht aus einem dreieckigen Sockel auf dem ſich eine kunſtvoll verzierte Säule erhebt, deren oberſten Teil das Standbild der ſeligſten Jungfrau ziert. Etwas unterhalb befindet ſich die lebensgroße Statue des hl. Johann von Nepomuk in betender Stellung, eine bronzene Schrifttafel haltend, auf welcher der Text des Dankgelübdes der Stadt Temesvar eingegraben iſt. Auf den drei vorſpringenden Ecken des Sockels ſind dieſelben Heiligen (wie am Dreifaltigkeitsdenkmal aus 1740 am Domplatz vom Ratsherrn de Jean de Hanſen Johann Deſchan geſtiftet), nämlich: Karl von Borromäus, Sebaſtian und Rochus, die als Schutzpatrone gegen die Peſtkrankheit angerufen werden. An den drei Seitenteilen des Sockels ſind bei der einen Epiſoden aus dem Leben des heiligen Nepomuk, bei dem Dreifaltigkeitsdenkmal aber Szenen aus der Temesvarer Peſtepidemie verewigt. Auch die Marien-Statue mußte den Prinz Eugen-Platz verlaſſen und gelangte in einen Winkel vor der Siebenbür-

ger Kaserne gegen die Vorstadt Fabrik, wo sie sich jetzt befindet. Ihre Stelle nahm 1852 am Prinz Eugen-Platz ein Kriegerdenkmal zur Erinnerung an die ruhmreiche Verteidigung Temesvars während der Belagerung im Jahre 1849, die Statue der Treue ein, durch eine allegorische Frauengestalt versinnbildet, neben der sich die Figuren der Ehre, Gehorsam, Wachsamkeit und Aufopferung befinden. Gebäude und Denkmäler beweisen, daß in Temesvar reger Glaube und Kunstsinn sich Geltung machte.

Bischof Falkenstein gab sich viel Mühe, Seelsorge und religiöses Leben weiter zu fördern. Er gab eigens eine »Instructio pastoralis« heraus, für seine Geistlichkeit, in welcher er diesen Anweisungen erteilt, zu deren Befolgung er mit strengen Sanctionen verpflichtete. Reich an Verdiensten starb er am 27. September 1739 und wurde in die Gruft der alten Jesuitenkirche (die spätere Seminärkirche) beigelegt.

78. Nikolaus Stanislavich (1739 - 50)

Seine Familie war nach Craiova (Alt-Rumänien) zuständig, dort wurde er am 9. Mai 1694 geboren. Als Franziskaner aus der bulgarischen Ordensprovinz, wurde er zunächst Missionsbischof von Nicopolis in Bulgarien. Später in Anbetracht seiner Tüchtigkeit, Oberhirt des Banats, indem er zugleich als Apostolischer Administrator jenen Teil Altrumäniens (Oltenia) verwaltete, welcher damals vorübergehend noch unter österreichischer Oberhoheit stand. Unter seiner Zeit wurden die bulgarischen Gläubigen angesiedelt und sind mit der Zeit zu großen Gemeinden angewachsen: Vinga, Alt-Beschenowa. Diese waren nämlich als Katholiken unterdrückt und verfolgt in ihrem früheren Lande, darum brachte sie Stanislavich mit eigenen Priestern versehen in unser Bistum. Die Hauptaufgabe des Neuernannten war, dem Bistum materielle Grundlage zu sichern. Er erreichte, daß größere Landstücke in Mako dem Bischof beständig zur Nutznießung überlassen wurden. Dies bedeutete aber damals noch nicht allzugroße Einkünfte. In einem Bittschreiben an Maria Theresia klagt er über die Armut seiner Priester, daß er nicht in der Lage sei das Domkapitel mit vier Mitglieder zu erhalten, von einem theologischen Seminar aber gar nicht die Rede sein kann. »Die Diözese ist an Haupt und Gliedern dergestalt entblößt, daß sie nicht vermögend ist sich etwa durch Eröffnung eines Seminarii oder anderwärts geistliche Verpflanzung dereinst zu erheben.« Tatsächlich findet er Gehör bei den höchsten Instanzen. Das Domkapitel wurde

aber erſt ſpäter von 4 auf 6 Mitglieder erhoben, zu deren Erhaltung ſelbſt die Kaiſerin gewiſſermaßen beitrug.

Mit tatkräftiger Hand griff nun der Biſchof zur Reſtaurierung der Diözeſe. Große Sorgfalt verwandte er auf kirchliche Verwaltungsorgane. Die urſprünglichen ſieben Erzdechanate hatten im ſelbſtändigen Banat ihre alte Bedeutung verloren, ihr Amtskreis fiel allmählich den Dechanten (decanus, vicearchidiaconus) zu,

Biſchof Nikolaus Stanislavich

Dieſe erhielten ja ſchon auf dem Konzil von Trient eine gemeinrechtliche Stelle, indem ſie in den ihnen zugewieſenen Gebieten als Amtsvorſteher wirkten. Jetzt treten ſie in der Diözeſe als wirkliche Organe der Diözeſanverwaltung auf, als Vollzieher der biſchöflichen Verfügungen. Da Stanislavich die Diözeſanverhältniſſe nicht kannte, bereiſte er vorher ſein Bistum kreuz und quer um ſich

über die Zuſtände zu belehren. Seine Eindrücke waren betrübend, wüſt und wild waren die Gemeinden, mitunter bedurfte er ſicherheitshalber eines Geleites von acht Soldaten. Die einſt beſtandenen Pfarreien waren vernichtet. Theodor Ortvay weiſt nach in ſeinem Buche »Kirchliche Landbeſchreibung«, daß es im 14. Jahrhundert 138 Seelſorgeſtellen gab in der Diözeſe und wenn wir diejenigen der päpſtlichen Zehentregiſter dazunehmen, gab es insgeſamt 229 Pfarreien. Von den nach der Türkenzeit neugegründeten 50 Pfarren waren 20 bereits zerſtört. Die Bevölkerungszahl vor Augen haltend ernannte der Biſchof vier Pfarrer zu Dechanten, deren Aufgabe es war, die Ortſchaften ihres Sprengels zu viſitieren und dann ausführliche Rechenſchaft zu geben über Seelſorge, Kirchen, Pfarrhöfe, Schulen, Gottesdienſt, Sitten des Volkes u. ſ. w.

Als treuer Sohn des Heiligen von Aſſiſi dürfte Stanislavich auch um das Aufblühen des Gnadenortes Maria-Radna Verdienſte gehabt haben. Dieſer Wallfahrtsort im Beſitze eines Gnadenbildes der Gottesmutter, am Fluſſe der Maroſch, auf einem waldigen Berge gelegen, entſtand während der Türkenzeit. Als die Türken Lippa eroberten, zog die chriſtliche Bewohnerſchaft über die Maroſch hinüber nach Radna, wo am bewaldeten Bergabhange eine beſcheidene Kapelle ſtand, welche eine fromme Witwe um das Jahr 1520 erbauen ließ, in welcher Franziskaner-Miſſionare das Volk betreuten. Ein bedauernswerter Vorfall zerſtörte den Frieden der Kapelle. Böſe Zungen verbreiteten das Gerücht, daß die Miſſionare mächtige Schätze in derſelben verbergen und um dieſe zu behüten, mit Räubern in geheimer Verbindung ſtehen. Die türkiſche Behörde beſtellte einige Janitſcharen hinaus, welche zur Nachtzeit in die Kapelle drangen, die Altar- und andere Bilder zerriſſen, den verſilberten Weihrauchkeſſel, ſowie die von den Meßgewändern abgeriſſenen Goldſtreifen und den vergoldeten Kelch als Corpora delicti beſchlagnahmten. Um jene Zeit ſpendete dann der Bosniſche Kaufmann in Lippa, Georg Vchnoſſa als Erſatz für das vernichtete Altarbild jenes auf Papier gedruckte Marienbild, zu welchem man auch gegenwärtig pilgert. Nachdem nämlich Radna am 12. September 1691 in die Hände der Chriſten zurückkam, und anfangs September 1695 der Sultan ſelbſt ſeine Kriegsſcharen gegen Lippa führte, fing die Kapelle während des Sturmes Feuer und es verbrannte, was in der Kapelle war, mit einziger Ausnahme des zuvor erwähnten Marienbildes. Die Patres hatten wegen ihrer Frömmigkeit und ihrem Dienſteifer von den Türken ſo manche Folter und Stockſchläge ertragen müſſen, bis nicht

BIBLIOTECA CENTRALA
A REGIUNII BANAT

der Erbfeind der Christenheit aus dem Lande getrieben, die Gläubigen frei und freudig hieher pilgern konnten um dem Allmächtigen Dank zu sagen und ihre gemachten frommen Gelübde einzulösen. Unter dem Pater Guardian Blasius wurde ein neues, sehr geräumiges Gotteshaus zu Ehren der gnadenreichen Mutter des Heilandes erbaut, welches 1767 fertig geworden an demselben Orte steht an welchem einst die alte Kapelle sich befand. Den einfachen Holzrahmen, welcher bisher das Gnadenbild umfaßte, vertauschte man 1770 mit dem in Wien verfertigten kostbaren Silberrahmen, der uns heute noch entgegenstrahlt. Im Jahre 1779 erwuchsen die beiden Türme der Kirche, am 9. April 1820 konsekrierte Ale-

Der Wallfahrtsort Maria-Radna

xander Rudnai, Fürstprimas von Gran das Gotteshaus. Dieser Kirchenfürst war ein inniger Verehrer von Maria-Radna. Er ließ sich anläßlich seiner erzbischöflichen Ernennung hier am Gnadenorte in päpstlichem Auftrage durch den damaligen Diözesanbischof Kösszeghy das Abzeichen der erzbischöflichen Würde, das Pallium überreichen, er widmete zum Gedächtnis daran, die am Gnadenbilde sichtbaren beiden goldenen Kronen als Weihgeschenk für des Haupt des Jesukindleins und seiner himmlischen Mutter, er hinterließ bei seinem Ableben der Seligsten »Jungfrau in Radna«

ſein Herz, damit es im Tode noch am Mutterſchoße Mariens ruhen möge. Dieſes wird heute noch in der Gnadenkirche am Seiten-Altar der hl. Mutter Anna aufbewahrt. Der kunſtvolle Marmoraltar und die beiden Statuen der hl. Mutter Anna und des hl. Joachims ſind im Jahre 1895 entſtanden, anläßlich der 200 Jahrfeier des Gnadenbildes, an welcher Feſtlichkeit ſich Biſch. Kard. Laur. Schlauch aus Großwardein beteiligte. Auch Joſef II. verweilte während ſeiner Reiſe im Banat an dieſem Gnadenorte und er ſoll am Berge oben, wo heute noch ein Obelisk daran erinnert, die Bemerkung gemacht haben: »Wenn ich nicht Kaiſer in Wien wäre, möchte ich Guardian in Radna ſein.« Seit dem Weltkriege iſt die Zahl der Pilger nur noch geſtiegen, an einzelnen Marientagen finden ſich 15—20 000 Gläubige hier ein zur frommen Andacht.

Es kommt noch Maria Csiklova in Betracht als Wallfahrtsort des Bistums. Auch hier befindet ſich ein uraltes Gnadenbild der Muttergottes, dem der fromme Volksglauben Wunderkraft zuſchreibt. Der Ort liegt mahleriſch im Kraſſoer Komitat unweit von Oravitza, wo die Einwohner ſich mit Bergwerk beſchäftigen. Man nannte die urſprüngliche Kapelle »Maria Fels« und ein »Klausner« wohnte in ihrer Nähe, der die Seelſorge verſah. Eine gute Zeit hindurch waren auch hier Franziskaner tätig und die Biſchöfe erwarben mehrere Abläſſe für die Pilger dieſer heiligen Stätte. Die Opferwilligkeit der Gläubigen hat 1777 die Erbauung einer Kirche ermöglicht, neben der ſich 1805 das Pfarrhaus erhob. Seit dem Weltkriege erfreut ſich auch Csiklova wieder eines regen Wallfahrerbeſuches. Dabei bieten die Kraſſowener (katholiſche Südſlaven, die ſich im Karaſchtale niederließen) mit ihren bunten Trachten einen erhabenen Anblick.

Nikolaus Stanislavich iſt geſtorben am 26. April 1750 und fand ſeine Ruheſtätte in der neuen Temesvarer Domkirche, die während ſeiner Zeit im Bau fortgeſchritten, vom Nachfolger endlich eingeweiht werden konnte.

79. Franz Anton Engl Graf von Wagrain (1750—77).

Geboren in Milbach (Oeſterreich) im Jahre 1702, war er Zögling der Ritterſchule von Ettal, wurde nach der Vollendung ſeiner Studien Prieſter. Mit 30 Jahren wurde er ſofort nach den ſiegreichen Erfolgen Prinz Eugen des edlen Ritters, welcher Stadt und Feſtung Belgrad von der Türkenherrſchaft durch die glänzendſte Waffentat befreite zum Biſchof von Belgrad-Semendria ein-

geſetzt. Beim kaiſerlichen Hofe hoch angeſehen ſetzte man große Hoffnung auf ſein Wirken und er wurde mit wertvollen biſchöflichen Paramenten und kirchlichen Ausſtattungen verſehen. Es wurde ſogar eine eigene Muſik- und Chorſänger-Kapelle zur Hebung des biſchöflichen Gottesdienſtes von Wien aus angeſtellt, mit der Verpflichtung an großen Feſtlichkeiten auch die biſchöfl. Tafelmuſik zu beſorgen. (Es war eben die Rokokozeit.) Leider war dies nur ein

Biſchof Franz Anton Engl

kurzer Traum. Durch den Frieden von Belgrad 1739 mußte die Stadt wieder an die Türkei abgetreten werden. Infolge deſſen mußte auch Biſchof Engl nach kurzer biſchöflichen Regierung die Diözeſe verlaſſen und lebte hierauf zurückgezogen auf ſeinem angeſtammten Familiengute in Fels in Oeſterreich mit dem Titel eines »Hofbiſchofes« bis ihn Maria Thereſia 1750 zum Oberhirten

des Tschanader Bistums mit der Residenz zu Temesvar ernannte. Als Bischof besuchte er die Diözese, traf neue Einteilung in der Verwaltung, förderte Seelsorge auf das allerbeste. Zu dieser Zeit war in Temesvar Domherr Clemens Rossi, ein Italiener, der mehrere italienische Familien mit sich brachte, der im Banate die Seidenraupenkultur und den Reisanbau verbreitete. Zu seiner goldenen Messe 1759 erhielt er als Dompropst von Papst Clemens XIII. das Recht die bischöflichen Insignien zu tragen, was nach ihm auch seinen Nachfolgern eo ipso auf alle Zeiten gebührt.

Unter Bischof Engl konnte die Einweihung der neuen Domkirche stattfinden am 30. April 1754, obzwar ihre eigentliche Vollendung noch manche Jahre in Anspruch nahm (konsekriert 24. April 1803). Die Pläne zu diesem herrlichen Barockbau verfertigte in Wien der berühmte Architekt des kaiserlichen Hofes Emmanuel Fischer von Erlach, die Aufführung selbst leiteten Männer der Temesvarer Administration Kostka und Steinlein. Ab 1750 setzte die Arbeit der Baumeister Johann Lechner fort (der gleichzeitig auch zur Aufführung der Barmherzigen-Kirche Betrauung erhielt). Der Hauptaltar, mit seinen jonischen Pfeilern, mit dem Bildhauerwerk der hl. Dreifaltigkeit wie auch den Standbildern des hl. Karl Borromäus und der hl. Theresia, die beiden Namenspatrone des Herrscherhauses, (Karl VI., Maria Theresia) wurden durch den Wiener Künstler Josef Reßler, herrlich in Holz geschnitzt aufgeführt, die Vergoldung versah der Wiener Meister Anton Bössinger. Auch die sechs Seitenaltäre stammen aus dem 18. Jahrhundert. Das große Gemälde des Hauptaltars St. Georg, Schutzpatron auch der ehemaligen durch Bischof Gerhard erbauten Domkirche in Tschanad, ist vom Direktor der Wiener Kunstakademie Michael Untersberger geschaffen, später im Jahre 1772 wurden die Gemälde der sechs Nebenaltäre zum großen Teil vom Wiener Künstler Johann Schöpf verfertigt.

Auf der Epistelseite befinden sich folgende Altarbilder: das letzte Abendmahl mit den Statuen Glaube und Hoffnung — der Besuch Mariä bei Elisabeth mit dem Bilde der hl. Mutter Anna (gemeiniglich Anna-Altar) — die heiligen Sebastian, Rosalie und Rochus vor der Himmelskönigin mit dem Bilde des hl. Antonius, — auf der Evangelienseite: der Privilegaltar vom hl. Kreuze mit den Statuen Johannes und Magdalena — der Altar des hl. Josef vom seligen Tode, endlich der Johannes von Nepomukaltar. Die kleinen gotischen Altäre Maria und Gerhard durch Joh. Müller in Wien verfertigt, wurden von Bischof Csajaghy gestiftet, der prächtige Re-

naiſſance-Altar Herz Jeſu wurde von der Familie Ritter Berſuder errichtet und von dem berühmten Grödener (Tirol) Bildhauer Stufleſſer hergeſtellt. Neuerdings wurde hier auch das Bild der Kleinen Teresia vom Kinde Jeſu aufgeſtellt.

Die Kelche des Domes, der goldſilberne Hirtenſtab, die große Monſtranz ſind Werke des Wiener Goldarbeiters Joſef Moſer. Verſchiedene Paramente ſtammen aus der Belgrader Kathedralkirche durch Biſchof Engl hierher gebracht. Zu erwähnen ſind noch die

Die Temesvarer Kathedrale

ſechs Glocken im Turme, von denen fünf dem Weltkriege zum Opfer fielen, nur die 11 Zentner ſchwere Biſchofsglocke wurde gerettet; das heutige vorzügliche Es-Moll-Geläute wurde vom Domkapitel und den Gläubigen ermöglicht durch Anſchaffung von vier neuen Glocken unter Biſchof Pacha. Die prächtige

Orgeel mit 24 Mutationen als Geſchenk des Biſchofes Deſſeffwy. ſtammt aus der Fabrik Wegenſtein in Temesvar.

Die Domkirche, welche mit Rückſicht auf den Feſtungscharakter der früheren Inneren Stadt mit verhältnismäßig niederen Türmen erbaut wurde, um feindlichen Geſchoßen möglichſt keine Zielſcheibe zu bieten, mußte mitunter von ihrer Beſtimmung abweichenden Zwecken dienen. Während des türkiſchen Krieges 1788—90 wurde ſie als Salzdepot eingerichtet, während der 107-tägigen Belagerung im Jahre 1849 diente die Krypte als Zufluchtsort der Einwohnerſchaft. Etwa 60 Perſonen, an der Spitze mit dem Dompropſt Franz Schuller und Domherr Stefan Oltvanyi, bezogen die Kirche, aber eine Bombe ſchlug das Gewölbe ein, richtete große Verheerung an und die Leute mußten ſich in die Gruft flüchten. Der genannte Dompropſt Schuller wünſchte deshalb im Innerſtädtiſchen Friedhofe begraben zu ſein, da er noch bei Lebzeiten Monate in der Domgruft verbrachte. In der Krypta ruhen die Leiber der verſtorbenen Biſchöfe und Domkapitulare, nebſt einigen hochrangigen Militärperſonen, wie Baron Rukavina u. ſ. w. Auch Engl wurde hier beigeſetzt, am 30. Januar 1777. Ein bemerkenswerter Raum befindet ſich links vom Sanctuarium am Stockwerke der Kirche. Dort befindet ſich unter maſſiven Eiſengittern das Archiv mit wichtigen Urkunden, teilweiſe aus der Zeit, als das Domkapitel noch ſogenannter glaubwürdiger Ort (locus credibilis) war.

80. Emmerich Chriſtovich (1777—98).

In Peſt geboren im Jahre 1711, wurde er nach Abſolvierung ſeiner Studien Prieſter und nach einiger Zeit Seelſorger, zuerſt Kapitular, dann Dompropſt in Fünfkirchen und ſpäter Titular Biſchof von Skutari. Mit ihm kam auch als treuer Mitarbeiter in der Adminiſtration der zukünftige Biſchof Köszeghy nach Temesvar. Während ſeiner Regierungszeit hat er trotz ſeines hohen Alters ſämtliche Pfarreien beſucht und zum erſtenmal einen Schematismus, d. h. Verzeichnis über den Klerus herausgegeben. Viel bemühte er ſich um die materielle Sicherſtellung ſeines Domkapitels, konnte aber infolge des Todes Maria Thereſias nicht viel erreichen. Er bezog als erſter im Jahre 1780 definitiv die heutige biſchöfliche Reſidenz. Dieſes Haus wurde vorher als Salzamt (das ſogenannte Dreißigſtamt) benützt und war ſtaatliches Gebäude. Die früheren Biſchöfe von Temesvar wohnten zuerſt bei den Jeſuiten (Nadasdy), dann in der Reſidenz des Gouverneurs 1739—1750 (Kleines Komitatshaus), ferner im heutigen Domherrngebäude der Palankagaſſe und zuletzt in dem gegenwärtig vom ſtädtiſchen

Ingenieuramt benützten einzig noch übrigen Feſtungswerk hinter dem Dikaſterialgebäude, wo auch Biſchof Engl ſeine Seele aushauchte. Die Biſchöfe beſtanden darauf, eine Wohnung zu erhalten die ihrem Amte und ihrer Tätigkeit würdig ſei. Sie konnten es aber niemals erreichen. Chriſtovich hat ſchließlich das nunmehrige Biſchofspalais zur ausſchlieslichen eigenen Nutznießung adaptieren laſſen, mehrere Biſchöfe haben daran geändert und verbeſſert, bis

Biſchof Emmerich Chriſtovich

nicht Deſſewffy im Jahre 1890 dem Bauwerk das heutige Antlitz verlieh. Hier nahm Kaiſer und König Franz Joſef I., am 16. Sept. 1891 Abſteigquartier. Das kunſtvolle Altarbild in der Hauskapelle wurde dem Biſchof Lonovics vom Fürſten Metternich, dem gewaltigen Kanzler Kaiſer-Königs Franz I. und Ferdinand V. als Geſchenk vermacht.

Biſchof Chriſtovich kränkelte in ſeinen letzten Lebensjahren viel, verlies deshalb die ungeſunde Reſidenzſtadt und zog ſich nach Mako zurück, wo er 88 Jahre alt geſtorben iſt. Er wurde in Temesvar begraben. Das Domkapitel errichtete ihm eine marmorne

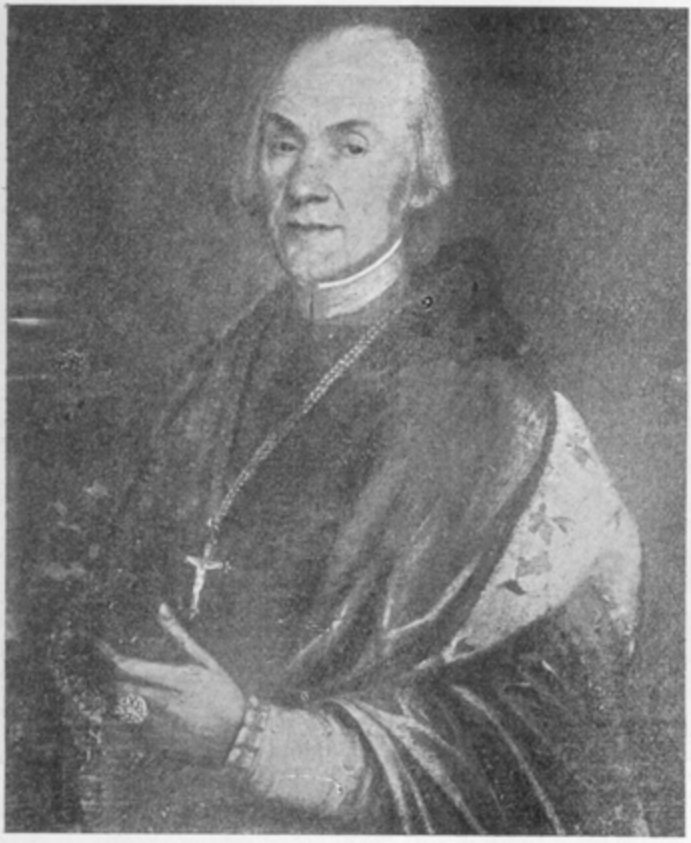
Die biſchöfliche Reſidenz

Gedenktafel mit folgender Inſchrift: „Pietate insignis, liberalitate celeberrimus, provehendae literaturae ecclesiasticae studio immortalis, ac restauratione dioecesana gloriosus praesul“ (hervorragend durch Frömmigkeit, Wohltätigkeit, Gelehrſamkeit und Verwaltungsfähigkeit.)

81. Ladislaus Köszeghy von Remete (1800–28).

In Szegedin am 25. Juni 1745 geboren trat er nach Abſolvierung ſeiner philoſophiſchen Studien in den Jeſuitenorden und oblag Jahre hindurch der Jugenderziehung in verſchiedenen Städten. Zuletzt in Fünfkirchen tätig, fand er nach Aufhebung ſeines Ordens 1773 Aufnahme in den dortigen Diözeſanklerus, kam dann mit Biſchof Chriſtovich nach Temesvar, wo er Auliſtendienſt verſah. Er war ein Prieſter von großen Fähigkeiten und tiefgelehrt in

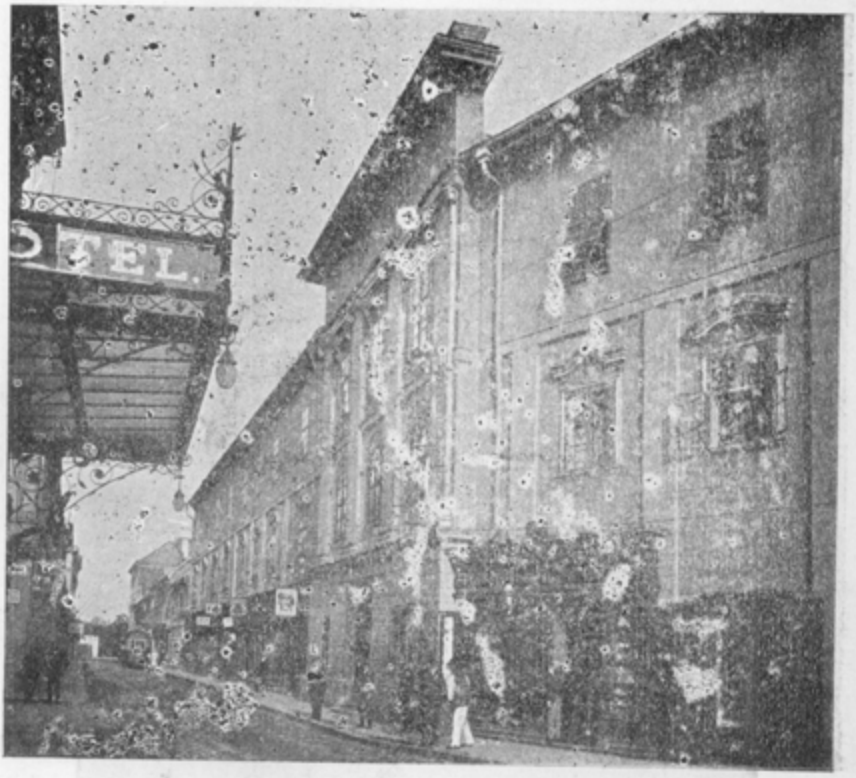
allen Zweigen der Theologie. Nacheinander erreichte er mehrere Auszeichnungen, wurde Dompropſt und zum päpſtlichen Protonotar und biſchöfl. Generalvikar ernannt. Auch einen Adelstitel erhielt er. Nach zweijähriger Sedisvakanz wurde er Biſchof von Temesvar und hielt gelegentlich ſeiner Konſekration (durch Biſchof Nikolaus Konde von Großwardein in der alten Piariſtenkirche) und Inauguration in der Domkirche an demſelben Tage 10. Mai 1801



Biſchof Ladislaus Kőszeghy

Anſprachen, die allenthalben großes Aufſallen erregten. Viel hat die Diözeſe ſeiner Tätigkeit zu verdanken. Er war Vater und Seelſorger ſeiner Diözeſanen. Nicht nur die Güterfrage des Bistums, namentlich des Domkapitels, fand günſtige Erledigung unter ihm (Sag-Paracz-Stancsova), auch die Erziehung des jungen Klerus konnte endlich in erwünſchte Bahnen gel.itet wer-

den. Bisher waren die wenigen Theologen der Diözese in verschiedenen Seminarien auswärts untergebracht, wegen Mangel an Vermögen konnte an eine eigene Priestererziehung nicht gedacht werden. In Tyrnau finden wir zuerst zwei Theologen auf Kosten der Dolny-Stiftung zur Zeit Nadasdys und Falkensteins. Diese Zahl vermehrte sich erst unter Bischof Engl mit fünf neuen Zöglingen durch Beitrag von Seiten der Banater Administration. Später ermöglicht die Stiftung des Vizegespans Marczibanyi das Stu-



Das alte Priesterseminar

dium eines neuen Kandidaten in Neutra, bis nicht Christovich die Anzahl mit weiteren vier Jünglingen auf 12 ergänzte. Zur Zeit Josef II. des »Erzsakristans der heiligen römischen Kirche«, wie Friedrich der II. ihn mit seinem Spott nannte, da er sich zuviel in kirchliche Angelegenheiten mischte, studieren unsere Theologen in dem freigeistigen Generalseminar zu Ofen. Nach vier Jahren finden wir sie in Agram, zuletzt wieder zerstreut in Preßburg, Tyrnau und Erlau. Endlich im Jahre 1803 erhielt die Diözese ein

eigenes Institut in Temesvar. Schon als Generalvikar angefangen, etwa dreißig Jahre hindurch bemühte sich Köszeghy um die Erlangung eines Priesterseminars. Damals hatte die Diözese 150600 Gläubigen, 118 Pfarreien, 28 Exposituren, 58 Kaplanstellen, es waren also mindestens 200 Priester notwendig, aber bloß 180 vorhanden. Diese waren meistens Ordensleute. Kaiser-König Franz I. fand das Ansuchen des Bischofs als begründet, stiftete sofort 800 Gulden zur Theologenerziehung, das übrige notwendige Geld sollte durch Bischof, Domkapitel und Seelsorgerklerus aufgetrieben werden. Das gewesene Jesuitenhaus wurde nach planmäßiger Umgestaltung dem neuen Zwecke überlassen. Die Seelsorge übersiedelte in die jetzige Pfarrkirche und am 17. November 1806 geschah die feierliche Uebergabe und Uebernahme des neuen theologischen Kollegiums, nachdem vorher schon Hausordnung und Studienplan festgestellt waren. Die Anzahl der Theologen wurde mit 44, später 48 festgestellt. Der Bischof hielt eine begeisterte Rede aus diesem Anlaß, nannte Franz den redivivus König Stephan, eiferte Professoren und Kandidaten zur gemeinschaftlichen Arbeit, erflehte Gottes Segen auf das nunmehr eigene Heim der Priesterschaft. Zum ersten Rektor des Hauses ernannte er seinen eigenen Bruder, vorherigen Pfarrer von Segedin, nunmaligen Domkapitularen in Temesvar. Sein anderer Bruder war Vicegespan der Stadt und ebenfalls großer Förderer der Seminaristen. Aus dem Temesvarer Priester-Institut sind viele eminente Persönlichkeiten hervorgegangen. Große Gelehrten, Priester und Apostel verdanken diesem Hause ihre Erziehung.

Köszeghy war einer der verdienstvollsten Bischöfe. Eine Diözesansynode, gehalten im Jahre 1821 und ihre inhaltsreichen Beschlüsse, beweisen ebenfals seinen Seeleneifer. Die Stadt benannte eine Gasse, eine Straße und eine Brücke (heute Saguna-Brücke) nach ihm. Auf letzterer sollten die Statuen von vier eminenten Bischöfen errichtet werden: die von Gerhard, Köszeghy, Lonovics und Dessewffy. Die Bildhauerwerke wurden sogar fertiggestellt, der Weltkrieg aber verhinderte ihre Montierung. Köszeghy ist gestorben am 4. Januar 1828 und wurde in der Domkrypta beerdigt.

82. Anton Török (1829—32).

Geboren in Földvar im Jahre 1761, betrat er nach Absolvierung seiner Mittelschule die priesterliche Laufbahn. War Mitglied unserer Diözese und Zögling des Temesvarer Priesterseminars.

Wie tüchtig er in ſeinem Berufe war zeigt der Umſtand, daß er in der Hierarchie die höchſte Stufe erreichte. Er wurde Kapitular, Dompropſt, Generalvikar und zuletzt Diözeſanbiſchof. War aber nicht beſonders beliebt weder beim Klerus noch beim Volke. Ein beſonderes Ereignis knüpfte ſich an ſeine kurze Verwaltungszeit. Kaiſer-König Franz I. beſuchte die Diözeſe und wurde in Temesvar durch Török willkommen geheißen. Nachdem Török ein weniger

Biſchof Anton Török

vorteilhaftes Aeußere hatte, ſoll Franz I. vor ſeinem Gefolge geſagt haben: »Wenn ich andermal einen Biſchof ernennen muß werde ich ihn mir zuerſt anſchauen.« Geſtorben am 6. April 1832 fand er in der Domkrypta ſeine Ruheſtätte. Ein wertvoller Meßkelch und ein Grabſtein an der Evangeliumſeite verewigten ſein Andenken in der Domkirche.

83. Joſef Lonovics de Krivina (1834—48).

Geboren am 31. Januar 1793 in Miskolcz, abſolvierte er die Theologie, kam nach Erlau, woſelbſt er dann Auliſtendienſt verſah und nach kurzer Seelſorge in das Domkapitel Aufnahme fand. Hochgelehrt in der Theologie wurde er zum Profeſſor und Rektor des Prieſterſeminars ernannt, war zugleich aber auch Direktions-Mitglied der ungariſchen wiſſenſchaftlichen Akademie, ſo daß er zum

Biſchof Joſef Lonovics

Legaten bei der Landesverſammlung und kurz darauf zum Biſchof nach Temesvar ernannt wurde. Konſekriert durch Joh. Pyrker, Patriarch von Venedig, Erzbiſchof von Erlau. Man ſagt, er ſei Polyhiſtor geweſen, d. h. kein Gebiet der Gelehrſamkeit war ihm ungeläufig. Seine wertvolle Bibliothek beſtand aus über 5000

Büchern. Am größten war er als Juriſt und Diplomat, wie überhaupt das praktiſche ſeine Stärke geweſen iſt. Dabei war er tatkräftig, energiſch, fleißig und tief fromm. Wiederholt beſuchte er die ganze Diözeſe, ſorgte für die aktive und penſionierte Geiſtlichkeit. Die einzelnen Pfarren wurden ſeelſorgerlich und wirtſchaftlich in ſeiner Zeit geregelt durch die visitatio canonica. Das war eine ſchwere und opfervolle, aber nicht hoch genug zu ſchätzende Arbeit. Ueber die Entſtehung der Kirche und Bauart derſelben, über ihre Einkünfte und Auslagen, über die Ordnung des Gottesdienſtes, zweitens über das Pfarrhaus, über den Prieſter und ſeine Dotation, über die Verhältniſſe der Gläubigen, — drittens über Schule, Lehrer, Kantor und Friedhof wurden ausführliche Protokolle und Inventare verfertigt, von denen ein Exemplar im Pfarrarchiv, das andere in der biſchöfl. Kurie aufbewahrt ſind.

Viele Schulen und Kirchen verdankten Lonovics ihre Entſtehung, weshalb ihm viele Auszeichnungen zuteil wurden, unter anderen auch ein Adelstitel. Seine größte Leiſtung beſtand in der Errichtung einer philoſophiſchen und juriſtiſchen Hochſchule, welche im Prieſterſeminar durch Aufbau eines zweiten Stockwerkes Unterkunft fanden im Jahre 1841. Die erſte Mittelſchule in Temesvar hatten die Jeſuiten im Jahre 1725 mit drei Klaſſen eröffnet. Im Jahre 1733 kam dazu die vierte Klaſſe, ſeit 1763 beſtanden fünf Klaſſen. Als der Jeſuitenorden aufgehoben wurde, im Jahre 1773, übernahmen das Gymnaſium die Piariſten, welche von Sankt-Anna überſiedelnd, ſchon ſeit 1751 in der Arader Gegend Unterricht erteilend ſich niederließen. Eine Theologie beſtand ſeit Köszeghy in Temesvar, aber als Vorbedingung galt philoſophiſche Bildung. Es waren jedoch nur vier Klaſſen Mittelſchulen, die Prieſterkandidaten mußten alſo noch in anderen Städten, meiſtens in Erlau Ergänzungsſtudien machen. Dieſem Uebel abzuhelfen, gründete Lonovics eine Philoſophie- und eine Rechtsakademie. Als Schulordnung galt die 1777 allgemein eingeführte ratio educationis, welche den Geſamtunterricht unter ſtaatliche Aufſicht ſtellte. Erſtere fand dann im Jahre 1850 Einſchmelzung in die ſtaatliche Neuorganiſation der Gymnaſien und Realſchulen mit 8 Klaſſen (Entwurf nach Miniſter Thun). Die erſte Maturitätsprüfung hat am 31. Juli 1852 ſtattgefunden. Das Inſtitut hat viele Aenderungen erlebt im Lehrplan und im Profeſſorenkörper. Zunächſt wurde deutſch unterrichtet, ſeit 1861 immer mehr ungariſch. In den Jahren 1862—63 leiteten die unteren fünf Klaſſen Piariſten, die oberen aber Profeſſoren aus dem Diözeſanklerus,

welche erſt im Jahre 1904/05 aus der Schule ausſchieden und von nun an erhielt das Inſtitut den Charakter einer ſelbſtändigen, ſogenannten exemten Ordensſchule. Einſtweilen waren die Lehrſäle teilweiſe im Prieſterſeminar, teilweiſe im alten Piariſtenhauſe (geweſenes Franziskanerkloſter) untergebracht, bis nicht im Jahre 1909 die Piariſten ihr heutiges modernes ſchönes Ordenshaus und Lyceum ſammt Kirche bezogen.

Im Jahre 1841 wird Lonovics als Vertreter des Epiſkopates in Angelegenheit der Miſchehen nach Rom geſendet. Der Verlauf dieſer Reiſe, wie auch das Tagebuch des Oberhirten in Rom

Die Domkirche und ihre Umgebung

wurden erſt jüngſt 1924 in einem Buche des Erzbiſchof L. A. Varady veröffentlicht. Der Papſt und die Kurie bewunderten die Rednergabe, das Talent dieſes Biſchofes, und ſeiner Fähigkeit und Zähigkeit war es zu verdanken, daß »tum ratione societatis in qua vivunt, tum ratione loci in quo habitant« — Ungarn dieſelbe Entſcheidung erhielt, welche ſeit 1830 für die Kölner Provinz maßgebend war: gemiſchte Ehen, wenn auch nicht nach tridentiniſcher Form geſchloſſen, ſeien gültig, bei Eingehung ohne Garantie katholiſcher Kindererziehung ſei jedoch nur paſſive Aſſiſtenz zu leiſten und jeder kirchliche Ritus zu vermeiden, da es als Billigung ſolcher Ehen erſcheinen könnte. (Gregor XVI. Kard. Lambruſchini 30. April 1841 »Quas veſtro«).

Lonovics genoß großes Anſehen überall. Der Stadtmagiſtrat von Temesvar benannte eigens die Gaſſe vor der Reſidenz von ſeinem Namen. Reich an Verdienſten mußte er jedoch tragiſch ſein Leben enden. Das Banat wurde wieder von Ungarn getrennt und als »ſerbiſche Woywodenſchaft« und »Temeſcher Banat« eine eigene Provinz. In den Revolutionsjahren 1848 gab es mehrere »politiſch kompromittierte« Prieſter. Auch der Biſchof wurde wegen ſeiner Charakterfeſtigkeit interniert, — zuerſt in Preßburg, dann in Ofen, zuletzt im Benediktinerſtift Melk, trotzdem er bereits zum Erlauer Erzbiſchof ernannt war. Hier verfaßte er ſein berühmtes literariſches Werk über die kirchliche Archeologie 3 Bänden. Im Jahre 1866 wurde er zum Erzbiſchof von Kalotſcha erhoben, konnte aber dieſes Amt ſeiner ſchweren Erkrankung halber auch nicht mehr antreten, eben noch ein Hirtenſchreiben hat er an die Diözeſanen und an den Klerus geſendet. Er ſtarb nach langer Krankheit in Peſt am 13. März 1867 und nur mehr als Leichnam zog er ein in die Domgruft ſeiner neuen Erzdiözeſe.

Dem Andenken eines hervorragenden Mitgliedes der Diözeſe wollen wir hier einige Worte widmen. Ignatz Fabry kam mit Biſchof Joſ. Lonovics im Jahre 1834 aus der Erlauer Erzdiözeſe nach Temesvar, wurde Kanzler, im nächſten Jahre Domherr und bald Generalvikar des Biſchofes. Die Arbeiten der zur Zeit des Biſchofes Lonovics ſtattgefundenen Kanoniſchen Viſitationen machte großenteils er. Das gründliche Ordnen des Locus Credibilis iſt ſein Werk. Nach Abdanken Lonovics's in den 1848-er Revolutionswirren regierte er die Diözeſe als Vikar. Sein kluges Verhalten hat während der ung. Revolution und nachher ſo manchen Prieſter vom Kerker oder Todesſtrafe gerettet. Bei den »Kaiſerlichen« hatte er großes Anſehen, nicht minder bei den Ungarn, nachdem er bis 1834 in Monok (Kom. Zemplen), der Geburtsſtätte L. Koſſuths, Pfarrer war. Die Prieſter, die wegen der Teilnahme am ungariſchen Freiheitskampfe »kompromittiert« waren, verſteckte er in die weiteſten Ecken der Diözeſe als Pfarrer oder Kapläne, wo ſich um dieſelben Niemand kümmerte. 1852 wurde er Biſchof von Kaſchau, erblindete in ſeinen alten Tagen und ſtarb wie ſein großer Wohltäter Lonovics im Jahre 1867.

84. Michael Horváth (1848—49).

Dieſer ſollte in den unruhigen Jahren der ungariſchen Freiheitskämpfe Diözeſanbiſchof ſein. Geboren in Szentes am 20. Oktober 1809, erwarb er ſich große Gelehrſamkeit, war Doktor

der Philoſophie, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, genoß bedeutenden Ruf als Geſchichtſchreiber. Er gehörte zuerſt zur Diözeſe Waizen, beſaß die Realpropſtei von Hatvan und wurde auf Vorſchlag der ungariſchen Regierung unter Ferdinand V. zum Biſchof von Tſchanad ernannt. Als ſolcher betrat er aber niemals den Boden Temesvars, erhielt auch nicht die päpſtliche Beſtätigung und entbehrte deshalb auch der Biſchofsweihe. Er verſah die Stelle eines Kultus- und Unterrichtsminiſters in Peſt, wo er auch begraben wurde, nachdem er nach zeitweiligen Aufenthalt als Emigrant in Genf, in Karlsbad am 19. Auguſt 1878 ſeine Tage beſchloß.

85. Alexander Csajághy (1851—60).

Geboren am 6. April 1810. in Batſch in der Batſchka trat er nach Abſolvierung der Mittelſchule in das Prieſterſeminar von Kalotſcha. Wurde als Prieſter Präfekt am Zentralſeminar in Peſt, zugleich Aushilfsdozent an der Univerſität, ſpäter Theologieprofeſſor in Kalotſcha. War Doktor der Glaubenswiſſenſchaften, ragte ſowohl im Inn- als im Auslande hervor durch zahlreiche wiſſenſchaftliche und poetiſche Abhandlungen. Schon als Theologieſtudent veröffentlichte er bedeutende Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften. Von ſeinen ſpäteren Hirtenbriefen ſei hier ſchon auf den über die erſte hl. Kommunion und jenen über die Kindererziehung hingewieſen. Aber auch tiefe Frömmigkeit, Dienſteifer, Güte und Mitleid, beſonders auch Marienverehrung und Liebe zu den Kindern charakteriſieren den Mann, der als Domkapitular von Kalotſcha zum ruhmvollen heiligmäßigſten Biſchof unſerer Diözeſe geworden iſt. Konſekriert wurde er vom Erzbiſchof Graf Franz Nadasdy in Kalotſcha. Er gründete zu Temesvar den von der Muttergottes genannten wohltätigen Maria-Hilf Frauenverein. Er ſtiftete in der Domkirche um 1856 die bei dem kath. Volke ſo überaus beliebte Maiandacht. Er brachte aus München 1858 den Notre Dame-Orden der Armen Schulſchweſtern, die nun ſchon 75 Jahre in der Diözeſe ſegensreich auf dem Gebiete der Kinder- und Mädchenerziehung wirken und vor gerade 100 Jahren durch Biſchof Michael Wittmann und Karolina Gerhardinger geſtiftet wurden. Biſchof Csajaghy bedauerte es, daß in ſeinem weiten Bistum ſich nicht ein einziges Frauenkloſter zur Erziehung der weiblichen Jugend befand. Er verhandelte daher mit München und brachte bald fünf Schweſtern mit Oberin Ludmilla herunter, die in einem kleinen Hauſe und Gärtchen Unterkunft fanden. (Jetziges inner-

ſtädtiſches Kloſter). Aus dem kleinen Internat, das ſie eröffneten, war bald eine berühmte Schule emporgeblüht.

Biſchof Csajaghy war großer Adminiſtrator. Er teilte die Diözeſe in ſechs Erzdechanate ein, welche wieder in 23 Dechanatskreiſe zerfielen. Die canonica viſitatio der einzelnen Pfarreien wurde durch ihn fortgeſetzt, vieles ergänzt und erneuert. Die

Biſchof Alexander Csajághy

Einführung der Exerzitien für ſeine Prieſter, wie auch die Abhaltung der erſten Volksmiſſionen (1855) waren ſein Verdienſt. Er reorganiſierte auch das Prieſterſeminar und die Erziehung in demſelben. Eigens beſchäftigte er ſich den Vorſchriften des Konzils von Trient gemäß mit der Heranziehung kleinerer Studenten, die zur Prieſterlaufbahn vorbereitet werden ſollten. Zunächſt nur Schüler des 7. und 8. Lyceums, dann

aber auch kleinere ins Seminar aufnehmend, verlieh er ihnen gute Verpflegung für sogenannte Kredenzialdienste, und als sich ihre Anzahl vermehrte, versah er sie mit besonderer Instituts-Hausordnung. Besondere Erwähnung verdienen seine Satzungen für die Erziehung des Klerus aus dem Jahre 1854. Ein Werk von ihm selbst verfaßt und im klassischen Latein geschrieben, könnte allen Seminarien der Welt als Muster dienen. Auf alles wird darin eingegangen: Geistliches Leben, Studienordnung, Professoren, Prüfungen, Schulferien, Kleidung, etc. Der ganzen Theo-

Altseminar und Emericanum

logie verlieh er als Schutzpatron die Unbefleckte Empfängnis. Ueber dies erhielten die einzelnen Lehrsäle den heiligen Aloisius, Thomas von Aquin, Franz von Sales und Karl Borromäus als Vorbilder. Ein interessantes Kapitel behandelt die Sprachenfrage des Bistums. »Weil in unserer Diözese die Kenntnis mehrerer Sprachen eine unbedingte Notwendigkeit ist, so schreiben wir vor, daß die Alumnen an Sonn- und Feiertagen darin unterrichtet werden. Namentlich verlangen wir — und davon gibt es keine Dispens

— daß jeder Alumne wenigſtens zwei in dieſem Bistum gebräuchliche Landesſprachen vollkommen beherrſche, was vorzüglich von der deutſchen Sprache gilt, die ja vor den übrigen die erſte Stelle einnimmt. Wir werden keinem die Hände auflegen, der es im Laufe der theologiſchen Studien nicht dahin gebracht hat, daß er den geiſtlichen Obliegenheiten in zwei Sprachen der Diözeſe gut Genüge leiſten kann.«

Beſondere Erwähnung verdient noch der von ihm beſorgte Marienaltar in der Domkirche. Der Eckpfeiler an der Evangelienſeite zwiſchen Kreuzſchiff und Sanktuarium bot einen leeren Platz dazu. Um die ſchmale Ecke auszufüllen wählte er den gotiſchen Stil, der in ſeiner ſchlanken zierlichen Form mit der in den 50-er Jahren aufgekommenen ſogenannten barok-gotiſchen Struktur und Ornamentik am geeignetſten ſchien. Weil damals Temesvar als wichtige Feſtung galt, ſo ſollte die Himmelskönigin Maria im Symbol der turris eburnea, (der elfenbeinene Turm), als Schutzherrin der Stadt und Feſtung Temesvar dargeſtellt ſein. Der damalige Feſtungskommandant ſpendete als Gnadenbild eine ſchöne Terracotta-Statue dazu. Dieſe wurde in der Altarmitte auf einem Feſtungsturm ſtehend, zu ihren Füßen als Verteidigungsſymbole Schild und Schwert, errichtet. Unter dem Altare befindet ſich die große Reliquie des hl. Biſchofes und Märtyrers Verekundus. Gleichzeitig ließ Biſchof Csajaghy gegenüber dem Marienaltar in vollkommen gleicher Form und Größe einen zweiten Altar errichten, und zwar dem Schutzpatron der Diözeſe, dem erſten Biſchof und Märtyrer, dem hl. Gerardus dieſem großen Marienapoſtel der einſt mit dem chriſtlichen Glauben auch die innige Verehrung zur lieben Muttergottes den Völkern der Banater Gegend verkündete. Zu den Füßen der Statue des großen Heiligen iſt im Kryſtallbehälter ſeine Reliquie (ein Wirbelknochen) zur Verehrung ſichtbar. Unten aber am Altarſchrein iſt in erhabener Arbeit des Martyrium des Heiligen dargeſtellt.

Unermüdlich und ſelbſtlos bis zum Ende ſtarb Csajaghy am 7. Februar 1860, nachdem er drei Tage zuvor am Lichtmeßfeſte auf der Kanzel während der Predigt zuſammengebrochen war. Sein Grabmal in weißem Marmor nächſt dem von ihm geſtifteten Marienaltar trägt die Inſchrift: »Vixit Dioecesi non diu, ſed totus« = nicht lange Zeit aber gänzlich hat er für die Diözeſe gelebt.

86. Alexander Bonnaz (1860 - 89).

Zu Challex im Franzöſiſchen Savoyen (Diözeſe Belley) geboren am 11. Auguſt 1812, war ſein Vater, urſprünglich Lehrer, bei der Völkerſchlacht von Leipzig 1813 als Offizier gefallen, worauf ſeine Mutter mit dem Kinde nach Triebswetter zum Onkel ihres † Gatten zum Pfarrer Anton Bonnaz kam, wo bereits viele franzöſiſche Anſiedler ſich niedergelaſſen hatten. Hier wurde der Knabe von ſeinem Großonkel erzogen, ſein Gymnaſium abſolvierte er in Arad, Temesvar und Szegedin, die Theologie in Wien im Pazmaneum mit Simor und Haynald, den ſpäteren ung. Kardinälen, zu einer Zeit. Er wurde Kaplan in Karanſebeſch, nachher Aulíſt und bald Theologieprofeſſor aus Moral und Paſtoral, dann Nachfolger ſeines Großonkels in Triebswetter. Ueber 10 Jahre ſtand er in der Seelſorge

Biſchof Alexander Bonnaz

als man ihn zum Oberſchulinſpektor der Nationalſchulen nach Temesvar brachte. Nun ernannte man ihn bald zum Domherrn und im Jahre 1860 wohlverdient zum Diözeſanbiſchof. Konſekriert wurde er von Erzbiſchof Joſef Kunſt in Kalotſcha. Mehrmals auch ſtaatlich honoriert und ausgezeichnet, wurde er zum päpſtlichen Thronaſſiſtenten erhoben. Im Jahre 1869 war er Teilnehmer des Vatikaniſchen Konzils. Einer der größten Biſchöfe der Diözeſe, verſtand er die Wirtſchaft des Bistums in geordnete Bahn zu bringen.

Allbekannt war er als Wohltäter der Bevölkerung, die ihn unterſchiedlos und allerorts verehrte. Mit 100 000 Gulden

Das Mutterhaus der Schulſchweſtern

ſtiftete er zwei neue Domherrnſtellen, denen er das Abzeichen einer goldenen Medaille am roten Bande erwirkte, wie dies die bisherigen ſechs Kanoniker ſeit Biſchof Köszeghy zu tragen das Recht hatten. Mit weiteren 100 000 Gulden ſtiftete er im Hofe des alten Seminars das Knabeninſtitut »Emericanum« für Studenten, die Prieſter werden wollten und geradeſoviel verlieh er dem Penſionsfond der Geiſtlichen. Noch weitere 100 000 Gulden verwendete er zur Vermehrung der Notre Dame Klöſter (aus 3 Häuſer wurden jetzt 11). In der Joſefſtadt ließ er den Schulſchwe-

ſtern ein Mutterhaus erbauen, das eine Muſterſchule werden ſollte. Lyceum, Gymnaſium und Elementarſchule, Lehrerinnenpräparandie und Fortbildungsſchule, Kindergarten und Penſionat ſind darin untergebracht. Die Gaſſe vor dieſem Inſtitut erhielt den Namen des Biſchofs. Eine Statue ſollte ihm hier aufgerichtet werden, der Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung. Er ſtiftete auch ein katholiſches Mädchenwaiſenhaus und ließ überdies zahlreiche Schulen und Kirchen erbauen. Auch die barmherzigen Schweſtern von hl. Vinzenz v. Paul, dieſe vor dreihundert Jahren geſtiftete »Armee der Nächſtenliebe«, berief Bonnaz in das Bistum (Großkomloſch, Marienfeld). Seine Spenden und Stiftungen überſteigen über 2 Millionen Gulden in Wert (damals eine ſehr große Summe).

Im Jahre 1870 beim Vatikaniſchen Konzil wurde er ſchwer krank, erlitt einen Nervenzuſammenbruch, ſo daß von 1874 angefangen Domkapitular Joſeph Nemeth als Vikar die Biſchofsagenden verſah. Ueberall ſuchte er um Hilfe, um wieder geſund und arbeitsfähig zu werden. Ein Wiener Nervenſpezialiſt gab ihm den troſtloſen Beſcheid: »Neue Nerven, Herr Biſchof, kann ich Ihnen nicht geben, und die alten laſſen ſich nicht reparieren.« Mehrere Sommer verbrachte er im Radnaer Kloſter, ſpäter im Pfarrhauſe zu Franzdorf. Nach geduldig ertragenem Schickſal hauchte er am 9. Auguſt 1889 ſeine Seele aus, noch eine halbe Million Gulden teſtamentariſch für wohltätige Zwecke hinterlaſſend. Sein Andenken ſteht in dankbarer Erinnerung der Diözeſe.

87. Alexander Deſewffy von Csernek und Tarkeö
(1890–1907)

Wurde in Preßburg am 3. Juni 1834 geboren, war aber eigentlich Temesvarer, wo auch ſeine 10 Geſchwiſter auf die Welt kamen. Die Eltern befanden ſich wegen der Landestagung — deſſen Mitglied der Vater als Vicegeſpan des Temesvarer Komitates geweſen — außerhalb der Heimat. Der Theologie ſich widmend wurde Alexander am 9. Auguſt 1857 zum Prieſter der Diözeſe Erlau geweiht. Zunächſt war er Profeſſor an der dortigen juridiſchen Fakultät, ſeit 1860 Studienpräfekt am Prieſterſeminar in Budapeſt. Nun übertritt er in die Kaſchauer Diözeſe wohin auch ſeine Mutter als Witwe überſiedelte, wird hier biſchöflicher Sekretär, dann Pfarrer und Dechant von Sarospatak, ſpäter Abt und Domherr an der Kathedralkirche. Zum Biſchof in Temesvar wird er am 4. Januar 1890 ernannt, am 31. Auguſt vom Ka-

ſchauer Biſchof Sigismund Rubics konſekriert und am 24. September inthroniſiert. Auch die Geheimratswürde und den Titel eines päpſtlichen Thronaſſiſtenten erhielt er. Güte und Milde, Aufrichtigkeit und Mildtätigkeit waren ſeine Charaktereigenſchaften.

Viel Geld opferte er zur Verſchönerung der Biſchofsreſidenz, in der 1891 am 16. Sept. Franz Joſef I. als Gaſt abgeſtiegen war. Drei-

Biſchof Alexander Deſſewffy

mal weilte dieſer Herrſcher in Temesvar. Im Jahre 1872 am 6. Mai galt ſein Beſuch der Milderung der Not, in welche das Banat durch andauernden Regen geriet. Im Jahre 1879 am 17. März beſuchte er Temesvar anläßlich der Ueberſchwemmung der Stadt Szegedin. Das drittemal kam er zur Eröffnung einer Ausſtellung. Dieſer letzte Beſuch wurde im Rathausſaale durch ein großes

Gemälde, in der bischöflichen Residenz durch eine marmorne Gedenktafel verewigt.

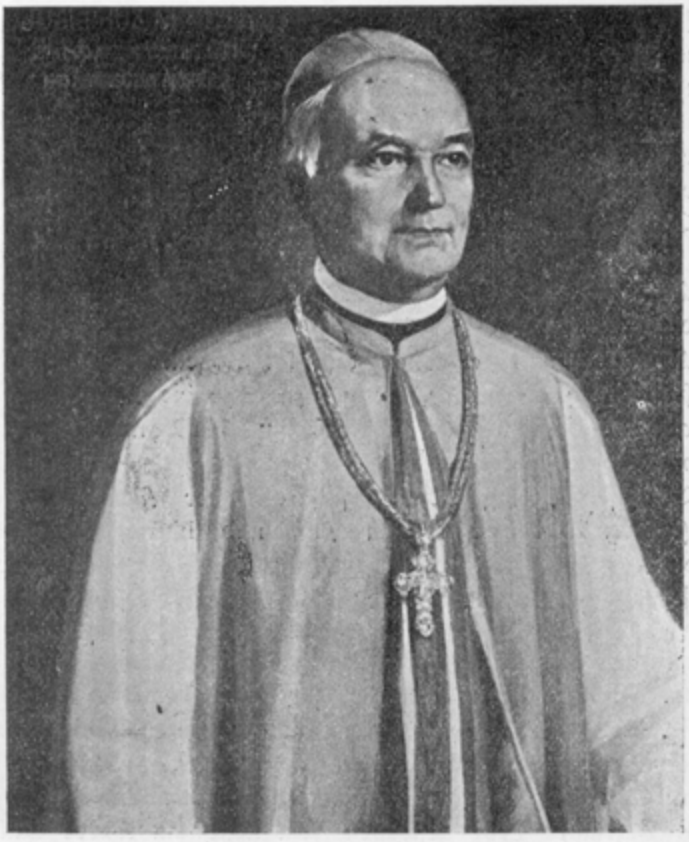
Dreimal konnte der Bischof aus der Diözese große Wallfahrten nach Italien führen. Das einemal im Jahre 1893 am 5.—11. April nach Rom, anläßlich des 50-jährigen Bischofsjubiläums Leo XIII. mit etwa 300 Pilgerteilnehmer. Das anderemal im Jahre 1900 nach Venedig, zur 900-ten Jahresfeier der Reliquien des heiligen Gerhard, wobei er Gast des Kardinals und Patriarchen von Venedig Josef Sarto, des späteren Papst Pius X. war. Das drittemal im Jahre 1904, als Pius X. zum Papst wurde, der in Venedig mit der Diözese in nahe Verbindung trat. Als Mitglied des Landessenates nahm der Bischof charakterfest teil an den stürmischen Sitzungen, in welchen Zivilehe, Konfessionslosigkeit, Staatsmatrikelführung behandelt wurden

Die Niederlassung eines neuen Ordens in unserer Diözese fällt in diese Zeit. Das waren die Salvatorianer (Societas Divini Salvatoris). Von P. Jordan am 8. Dezember 1881 gegründet, hatten diese Priester in Bälde große Verbreitung und Popularität erlangt, erhielten also im November 1895 auch eine Berufung nach Temesvar, wo sie zunächst die Seelsorge in der Vorstadt Mehala und seit dem 15. August 1919 auch die Elisabethstadt mit der neugeweihten Kirche erhielten.

Bischof Dessewffy brach sich auf der Firmungsreise nach Becaskgeorg 1894 den rechten Fuß und hinkte bis zum Lebensende. Eine schwere Krankheit veranlaßte ihn, die letzten drei Jahre seiner Bischofszeit in Budapest zu verbringen, währenddessen die Diözese von Weihbischof Josef Nemeth als Apostolischen Administrator verwaltet wurde. Testamentarisch vermachte er eine große Summe für das Temesvarer Spital, und die Stadt wollte ihm aus Dankbarkeit die 4. Statue auf der Bischofsbrücke stiften. Der Weltkrieg verhinderte dies Vorhaben. Nach ergebener Ertragung seiner Leiden ist Dessewffy am 4. Dezember 1907 gestorben, sein Leichnam wurde nach Temesvar gebracht und in der Domkirche beigesetzt.

Weihbischof Josef Németh hatte wiederholt die oberste Leitung der Diözese inne. Geboren am 20. April 1831 in Szegedin, zum Priester geweiht am 24. August 1854, versah er längere Zeit hindurch Aulistendienst, wurde dann Spiritual und später Rector des Priesterseminars. Zum Domherrn ernannt und 1874

zum Biſchof konſekriert (durch Erzbiſchof Haynald in Kalotſcha), wurde er Dompropſt und Generalvikar, vom 10. Auguſt 1905 bis 10. Mai 1908 Apoſtoliſcher Adminiſtrator der Diözeſe. Bekannt durch Herzensgüte und Gewiſſenhaftigkeit feierte er unter Beteiligung der Bevölkerung von Stadt und Land, ſein goldenes, dann diamantenes Meßopfer und ſein 40-jähriges Biſchofsjubi-



Weihbiſchof Joſef Németh

läum. Als Motto wählte er ſich die Worte: »In te Domine ſperavi non confundar in aeternum = auf dich, Herr! hoff' ich, laß mich nicht zu Schanden werden ewiglich.« Als unermüdlicher Spender des Firmſakramentes bereiſte er wiederholt die Diözeſe. Dem Prieſterpenſionsfonde gedachte er durch größere Geldſpenden. Vielfache Auszeichnungen von ſeiten des Staates und der Kirche deko-

rierten ſeine Bruſt. Er ſtarb am 12. November 1916 als päpſtlicher Thronaſſiſtent und römiſcher Graf und fand in der Domgruft ſein Grab.

88. Johann Csernoch (1908—1911).

Geboren am 18. Juni 1852 in Skaliz (Szakolcza) als Bauernkind, widmete er ſich nach Abſolvierung ſeiner Mittelſchulen der Theologie und kommt als Alumnus nach Gran und Wien, wo er mit

Biſchof Johann Csernoch

Ferdinand Wolafka, dem Diözeſantheologen, ſpäterem Kultusminiſterialrat und Titularbiſchof ſeine Studien machte. Am 18. November 1874 wurde er zum Prieſter geweiht, war nach Erlangung des Doktorgrades zunächſt Theologieprofeſſor in Gran und gelangte in die erzbiſchöfliche Aula dortſelbſt, wo er zum Sekre-

tär, Direktor, Domherr ernannt wurde. Als Vertrauensmann des Fürstprimas Simor erwarb er sich tüchtige Administrationsfähigkeiten. Eine Zeitlang betätigte er sich auch politisch als Abgeordneter und Vertreter der christlichsozialen Volkspartei, deren Mitbegründer er war und erregte im Parlament durch seine inhaltlich und rhetorisch hochstehenden Reden Auffallen.

So wird er am 12. Januar 1908 zum Bischof von Temesvar ernannt, woselbst sein Einzug und seine Konsekration durch Bischof Baron Hornig, Josef Nemeth und Basilius Hoßu am 10. Mai 1908 stattgefunden hat. Wegen seiner Klugheit, Einfachheit und Sparsamkeit genoß er bald allgemeines Hochachten. Sein Leitspruch war: »Tua luce dirige = mit deinem Lichte leite mich.« (Im Conc. B. M. V.) Er brachte Disziplin in das Seelsorgeleben und Ordnung in das Wirtschaftsgebaren der Diözese. (Bonnaz und Desseffwy waren Jahre hindurch bettlegerig.) In den Pfarren führte er die ewige Anbetung ein, so daß an jedem Tage in irgendeiner Kirche das Allerheiligste den ganzen Tag über ausgesetzt wurde.

Anläßlich der Erscheinung des Ehedekretes »Ne temere« wurde er vom Landesepiskopat betraut, nach Rom zu fahren um das deutsche Privileg »Provida« auch für Ungarn zu gewinnen. Es wurden ihm aufrichtige Tränen nachgeweint, als er am 10. Mai 1911 zum Erzbischof von Kalotscha ernannt, Temesvar verlassen mußte. Denn große Pläne beschäftigten ihn noch für Temesvar. Ein neues Seminar wollte er bauen und eine neue Bischofsresidenz. So konnte er bloß Stiftungen in der von ihm eingeleiteten Fundationskassa hinterlassen. Zweimalhunderttausend Kronen für das neue Seminar, 50 000 für die Erziehung der weiblichen Jugend und 50 000 für Bedürfnisse der Kathedralkirche. Im Jahre 1913 wurde ihm die höchste irdische Würde zuteil. Er wurde zum Erzbischof von Gran ernannt und am 25. Mai 1914 zum Kardinal der katholischen Kirche. Aus seinen Händen erhielt der ungarischer König Karl IV. am 30. Dezember 1916 die Krönung. Im Weltkrieg linderte er die Not der Armen, bemühte sich um christlichen Frieden, wird trotzdem während der Sovjetherrschaft vertrieben. Reich an Verdiensten ist Csernoch am 25. Juli 1927 gestorben. Das Grabmal im Graner Dom trägt die Inschrift: „Ioannes S. R. E. tit. Eusebii Presb. Card. Csernoch. Princeps. Primas Regni Hungariae. Archiepiscopus Strigoniensis. Pontificum decus. Ecclesiae robur. Patriae columen. Funestis tribus lustris mira rexit gregem pruden-

tia ingentique labore Victima cladis regni propriaeque Ecclesiae cunctis defletus obiit. Hic reconditus in pace quiescit."

Sein Nachfolger in Kalotscha war der Diözesanprieſter gew. Kultusminiſterialrat und Biſchof von Raab Leopold Varady. († 1923.)

89. Julius Glattfelder de Mór (1911—30).

Zum neuen Biſchof der Diözeſe wurde am 8. März 1911 Julius v. Glattfelder ernannt. In Budapeſt am 18. März 1874 ge-

Biſchof Julius Glattfelder

boren, hierſelbſt Lyceum und Theologie abſolvierend, wurde er am 15. Oktober 1896 zum Prieſter geweiht. Zunächſt als Religionsprofeſſor an Mittel- und Hochſchulen tätig, erreichte er den Doktorgrad der Glaubenswiſſenſchaft, gelangte im Jahre 1899 als Studien-

präfekt an das Prieſterſeminar, wurde 1909 Theologieprofeſſor an der Univerſität für Homiletik und zum Kanzelredner berufen. Inzwiſchen beſchäftigte er ſich mit der religiöſen Betreuung der Hochſchüler. Er gründete den ſog. Emmerich-Verein, erbaute das Emmericanum, ein Internat für die Univerſitätshörer. Aber auch charitative Vereine und mehrere Zeitſchriften fanden an ihm einen Förderer. So erreichte ihn die Ernennung zum Nachfolger des hl. Gerhard. Am 14. Mai 1911 wurde er in Budapeſt vom Erzbiſchof Johann Csernoch zum Biſchof geweiht, dem dabei Baſilius Hoſſu und Ottokar Prohaßka aſſiſtierten. Seine Inthroniſation fand am 28. Mai d. J. in Temesvar ſtatt.

Glattfelder war ein Kirchenfürſt von hohen wiſſenſchaftlichen und verwaltungstechniſchen Fähigkeiten. Ein menſchenüberlebendes Denkmal ſetzte er ſich durch den Aufbau des neuen Prieſterſeminars. Was ſeine Vorgänger nur erſehnt, das hat ſeine Tatkraft auch verwirklicht. Aus ſeiner früheren Berufstätigkeit brachte er tiefes Verſtändnis für die Erziehung des Klerus mit. Das alte Gebäude in der Inneren Stadt auf dem Georgsplatz hat längſt nicht mehr ſeiner hohen Aufgabe entſprochen. Von mehreren Biſchöfen ergänzt und umgebaut, war es hygieniſch und pädagogiſch ungeeignet und ſchädlich, aber auch der Stadtleitung im Wege, die im Herzen der alten Feſtung einen modernen Neubau gerne ſehen wollte. Verhandlungen wurden deshalb eingeſetzt zwiſchen Bistum und Magiſtrat und es kam zu folgendem Beſchluß: Im Intereſſe der Stadtverſchönerung wird das alte Prieſterſeminar abgetragen, an deſſen Stelle kommt ein dreiſtöckiges Mietpalais, zur Entſchädigung erhält die Theologie einen neuen geeigneten Platz im Zentrum der Stadt angewieſen und überdies noch zwei Bauplätze, einen für eine neue Biſchofreſidenz und einen für katholiſche Vereinszwecke. Das zu errichtende Mietpalais ſollte die Speſen des neuen Seminars decken, ſollte aber als Fortſetzung der Lonovicsgaſſe geteilt ſein und einen Ort frei laſſen zwecks Aufbauung einer Kirche zum Erſatz für die Alte Seminarkirche. Das Doppelpalais mit Kirche ſollte eine ganze Million, das neue Prieſterſeminar aber eine halbe Million Kronen an Baukoſten ausmachen. Dieſer Beſchluß wurde auch vom Domkapitel genehmigt und nachdem Stiftungskaſſa und Religionsfond das übrige Geld als Anleihe zuſicherten, ging man an die Durchführung der Vereinbarung. Unter dem Beirate des Kunſthiſtorikers Heinrich Fieber wurden am 25. September 1915 die Baupläne des Architekten Ernſt Förk einſtimmig angenommen. Die Leitung der Arbeit hatten

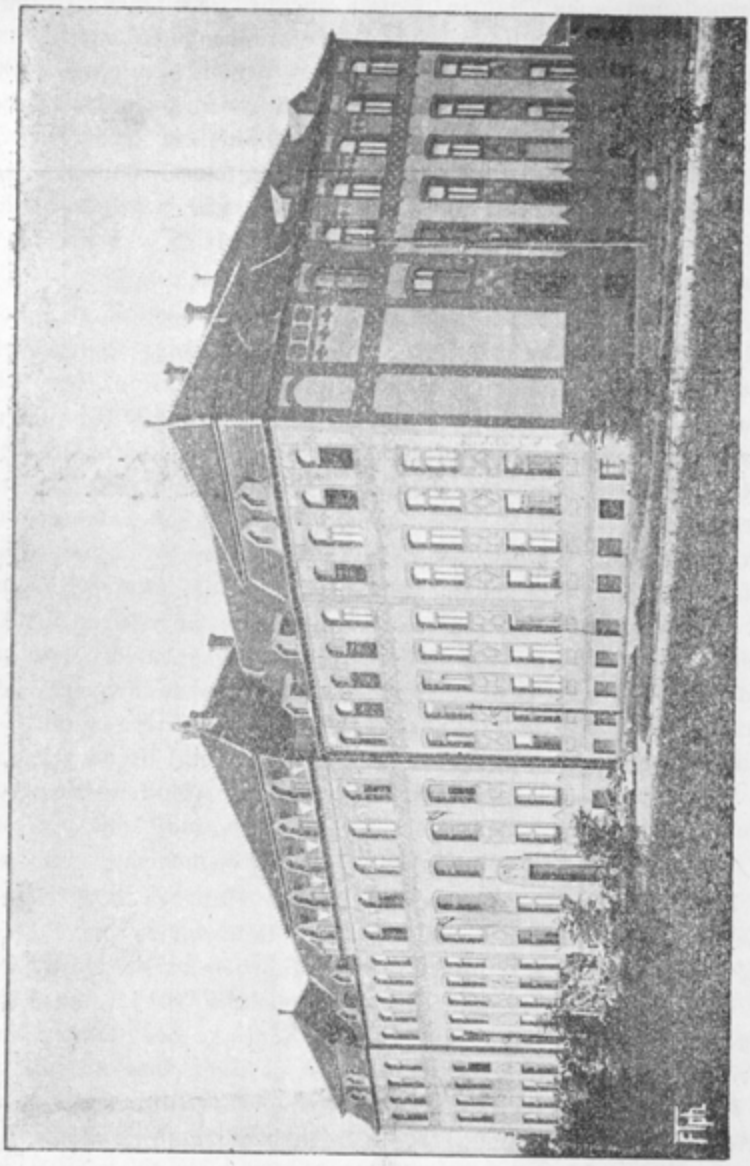
derſelbe und Julius Petrovatz inne. Unternehmer war Leopold Löffler aus Temesvar. Aufgeführt wurde das Gebäude längſt der Hauptſtraße gegen die Fabrik, wo die neue Ringſtraße ſich in zwei Gaſſen teilt um einen Platz in Geſtalt eines T Buchſtabens zu umarmen. In der Mitte ſollte die neue Biſchofsreſidenz eneſtehen (heute Banatia), rechts lag das Baugebiet des neuen Seminars 1900 Q.-Klafter groß. Am 5. November 1913 geſchah die feierliche Grundſteinlegung. Zugegen waren das Domkapitel, die Theologieprofeſſoren, viele Geiſtlichen, ſämtliche Zöglinge, die Stadtvertretung und zahlreiches Publikum. Der Biſchof hielt eine begeiſterte Anſprache, appellierte an den Geiſt des hl. Gerhard, erbot Gottes Segen zu dem neuen Unternehmen.

Im Juni 1914 nahm die Theologie Abſchied von ihrem alten Gebäude. Am 11. wurde für das Seelenheil der verſtorbenen Gründer, Wohltäter, Profeſſoren und Zöglinge von Rektor Dr. Joh. Kramp ein Requiem gehalten. Am 12. ein Te Deum für alle Wohltaten, welche das Haus im Laufe der Zeit erwieſen hatte. Am 13. am Fronleichnamstage fand der Schlußgottesdienſt ſtatt, wozu ſich eine große Schar der Gläubigen einfand. Der Biſchof erinnerte in ſeiner Anſprache an die vielen Gebete, Tränen und Tröſtungen in dieſer Kirche, nun ſoll ſie abgetragen werden. Das Altarſakrament wurde hernach feierlich in die Seminarhauskapelle übergetragen. Am 21. war die Schlußfeier des Schuljahres. Diesmal gedachte man der Alma Mater, die binnen zwei Jahrhunderten ſo viele eifrige Prieſter, mehrere Biſchöfe, ſelbſt Kardinäle (Joſef Mihalovics—Agram und Laurentius Schlauch—Groß-Wardein) hervorgebracht hatte. Am Abende ertönten zum letztenmal die Glocken mit ihren bekannten Stimmen. Am nächſten Tage waren auch dieſe verſtummt, die Abtragung des Gebäudes hatte begonnen.

Am 26. Juli erſchall der ſchauerliche Ruf des Weltkrieges. Jeder fragte ſich: Wird in Zeiten eines Völkerhaſſes die Vollendung einer friedlichen Kulturſtätte möglich ſein? Die Vorſehung war dem Bistum gutgeſinnt. Am 8. September 1914 konnten die Vorſteher das neue Haus beziehen. Die Zöglinge des Kleinſeminars kamen am 4-ten, die Theologen, inſofern ſie nicht eingerückt waren, am 7. Oktober. Die feierliche Einweihung des Inſtitutes hat am 5. November, als dem Tage des hl. Emmerich ſtattgefunden. »Unter Bangen und Sorgen — ſagte der Biſchof — ziehen wir in das neue Heim, aber mit Vertrauen auf eine beſſere Zukunft. Soviel Wunden, ſoviel Schaden kann kein Krieg verurſachen, daß nicht eine gute Prieſtererziehung dafür Genugtuung leiſten könnte. Das

Seminar ist berufen, der Welt sittenreine, gottesfürchtige und opferwillige Männer zu erziehen.«

Im neuen Priesterseminar hat die Stadt Temesvar ein prächtiges Gebäude, die theologische Hochschule ein zeitgemäßes Institut erhalten. Schon das Aeußere bietet einen schönen Eindruck. Oben an der Spitze steht das Motto und Programm des



Das neue Priesterseminar

Hauſes: »Pro Aris et Litteris« (für Altardienſt und Wiſſenſchaft). Ueber der Pforte das Biſchofswappen und der Spruch: Juſtum amore. Beim Eintreten gelangt man in ein freundliches Stiegenhaus, welches eine liebliche Lourdesſtatue ziert. Man ſteht im Parterre, von wo rechts und links Oekonom und Aufſeherwohnungen und Studienſäle neben einander ſich befinden und die kleine ſog. Emerikanerkapelle, welche neuerdings unter dem Schutze des hl. Caniſius und der hl. Thereſia vom Kinde Jeſu ſteht. Unterwegs in den 1. Stock geht man an dem Prunkſal vorbei und an der prächtigen Statue des hl. Gerhard, der ſich einige Photobilder über das alte Seminar anreihen. Hier befinden ſich Rektor- und Profeſſorenwohnungen, Studien- und Vortragsſäle der Theologen und das Refektorium der Vorſteher. Noch ein Stock höher kommt man zur Hauskapelle mit der Inſchrift: »Venite, adoremus«. Dann folgen die Schlafräume und Zellen der Theologen. Im Gange ſelbſt ſind die 14 Stationen des Kreuzweges angebracht. Auch das Krankenzimmer iſt hier untergebracht. Auf dem Dachgeſchoß befindet ſich die Bibliothek, im Kellergeſchoß ſind Speiſeräume, Zentralheizung, Küche, Kammer, Schweſtern- und Dienſtbotenwohnungen. Die Wohnungen der Profeſſoren ſind modern und bequem, beſtehen aus zwei Zimmern, mit Vor- und Baderaum. Die Theologen lernen bis zum dritten Jahrgange gemeinſam, dann getrennt in Einzelkammern, deren Einrichtung aus Tiſch, Stuhl, Bett und Kaſten beſteht. Ihre freie Zeit können ſie im geräumigen Garten verbringen, der zwei drittel des Bauplatzes einnimmt.

Zwei Sehenswürdigkeiten beſitzt das Seminar: den Prunkſal und die Kapelle. Maler des erſten war Aladar Krieſch, der hier vorzügliches geleiſtet hat. Die Wände ſind reich mit Ornamentik geſchmückt und zeigen Abbildungen folgender Kirchenperſonen: Glattfelder, Auguſtinus, Kard. Pazmany, Thomas von Aquin, Bonnaz, — dann Csernoch, Chryſoſtomus, Pelbart von Temesvar, hl. Alphons und Kösszeghy. Im Vordergrund ein mächtiges Freskobild: die Einweihung der erſten Domkirche, der von einer Seite Gerhard und der Klerus, von der anderen Seite die Königsfamilie und das Volk ſich nahen. Ueber dem Eingang befindet ſich ein zweites wertvolles Gemälde: vier Schutzengel des Hauſes, die Prieſtertugenden ſymboliſierend, ferner, links Gerhard wie er Emmerich Unterricht erteilt, im Hintergrund eine Bittprozeſſion, — rechts die erſte Seminarſchule von Tſchanad, im Hintergrund die erſten Chriſten beim Ackerbau. Die prächtigen Fenſter ſtammen vom Glasmaler Michael Roth.

Noch großartiger ist die Kapelle der Theologen. Diese rühmt Alexander Nagy als Schöpfer. Sie ist der Unbefleckten Empfängnis geweiht, und begeht ihr Kirchweihfest am 8. Dez. Wände und Decke sind voll mit Symbolistik aus dem Alten und Neuen Testamente. Ueber dem Altarbogen befindet sich ein Freskobild mit drei Ereignissen aus der Kirchengeschichte. In der Mitte weiht Christus seine Apostel zu Priester und sendet sie in die Welt mit dem Auftrage: »euntes, docete omnes gentes«. Auf der einen Seite predigt Paulus das Evangelium den Griechen in Athen, auf der anderen Gerhard den Heiden in seiner Diözese.

Die neue Seminarkapelle

Die farbigen Fenster stammen wieder von Maler und Kunstglasatelier Roth. Die acht Seligkeiten wurden dabei zur Schilderung gebracht mit je einer Szene aus dem Leben der Heiligen: Leo der Große, Franz von Assisi, Franz von Sales, Franz Xaver, — dann der hl. Petrus, König Stephan, Gerhard und Aloysius. Der Altar aus Kunstmarmor wurde von Ludwig Schrober hergestellt, die Herz Jesu Statue ist ein Geschenk des Stephan Fiedler. Die weißen Marmortafel stammen von Kornel Tunner, die Kerzen-

Hälter aus Bronze und Kanonentafel von Adalbert Wilfinger, der Kunstteppich wurde von Kriesch entworfen, die prächtige Orgel von Leopold Wegenstein. Die Kasten in der Sakristei und die Tische der Theologen stammen von Adalbert Krauser. Die Meßkleider sind größtenteils Geschenke des Bischofs. Die Weißwäsche der Kapelle wurde von der Mission in Sanctanna gemacht. Monstranz und Ciborium, wundervolle Stücke, kamen aus der Goldgießerei Wilfinger.

Das Priesterseminar war zugleich die letzte große Tat, welche Bischof Glattfelder der Stadt Temesvar erweisen konnte. Seine zahlreichen übrigen Plänen wurden verschoben und aufgehoben durch den Weltkrieg. Junge und alte Männer zogen in Militärdienst, schwache Frauen und kleine Kinder hüteten Herd und Scholle. Selbst der Oberhirt verläßt seine bischöfliche Wohnung, die sich mit Schwerverwundeten füllt, übersiedelte in's neuerbaute Seminar und übernimmt dort Vorträge aus Kirchenrecht und -Geschichte zur Aushilfe an der theologischen Hochschule. Aber auch die Kleriker werden einberufen und die Priester in immer größerer Anzahl; jegliche Kultur und Fortschritt hören auf, nur Jammer und Elend, Schmerz und Tod vier Jahre hindurch. Die Kirche aber betete ohne Unterlaß: »In der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestande bedroht, fliehen wir, o Jesus, zu deinem liebevollen Herzen als zu unserem sichersten Zufluchtsorte. Zu dir, o Gott der Barmherzigkeit, flehen wir mit Inbrunst: wende ab diese schreckliche Geißel. Erbarme dich so vieler Mütter, die im Angst und Sorge sind um das Schicksal ihrer Söhne, erbarme dich so vieler Familien, die ihres Hauptes beraubt sind,. erbarme dich des unglücklichen Europas, über das so schweres Verhängnis hereingebrochen ist.«

Im Jahre 1917 besucht der Erzbischof von Kalotscha Leopold Varady die Diözese, als Suffragenbistum. Viele Jahre waren vergangen, seitdem hier unser Metropolit weilte. Diesmal verlieh dem Besuche der Umstand größere Bedeutung, daß der hohe Kirchengast aus dem Diözesanklerus hervorgegangen, ja auch seiner Geburt nach ein hiesiger, ein Temesvarer Kind war. Sein Hiersein gestaltete sich deshalb zu aufrichtiger Festfreude.

Nach dem Weltkriege.

Ende Oktober 1918 hatte der Weltkrieg sein Ende genommen, nachdem ihm zehn Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren. Das Bistum stand wieder vor großen Aufgaben. Durch unblutige

Revolution erhielt zunächſt die Sozialdemokratie Oberhand. Franzöſiſche und ſerbiſche Beſatzung kam dann als Uebergang, bis nicht der Friedensvertrag von Trianon die Diözeſe unter drei Staaten verteilte. Rumänien erhielt den Biſchofſitz, Temesvar und 160 Pfarreien mit etwa 450 000 Seelen. Jugoſlavien 67 Pfarreien mit 240 000 Seelen, der Reſt, 33 Pfarreien faſt nur magyariſch blieb bei Ungarn. Neue Anpaſſung, neue Einteilung und neue Verwaltung waren die Folgen dieſer Aufteilung. Dazu kam noch als großes Ereignis gleich zu Beginn der neuen Aera die Volkserwachung der deutſchen Einwohnerſchaft.

Zunächſt mußte die kirchliche Geſinnung des Volkes geſichert ſein. Das religiöſe Leben der Diözeſe vollzog ſich äußerlich in geregelten Bahnen. Von der Wiege bis zum Grabe ſtand das Leben der Gläubigen unter dem Schutze der Religion. Aber die neue Zeit hatte mit ihrer materialiſtiſchen Betrachtungsweiſe, wie in vielen Ländern, ſo auch im Banate das religiöſe Leben geſchädigt. Der Materialismus hemmte den ideellen und religiöſen Schwung. Wie ſollten Menſchen, die Tag und Nacht nur nach Geld und Beſitz haſten, Zeit haben für beſinnliche Tätigkeit?! Das bedeutet nicht, daß der Katholik hier ein glaubensloſer Menſch geworden war., Im Grunde hang er am Väterglauben, beſuchte die Kirche, machte Andachten mit; aber in ſeinem Werktagsleben zog er das religiöſe Gewand aus. Schuld daran war viel das ſchlechte Beiſpiel der »Studierten«. Es mangelte überdies an Geiſtlichen, die mit dem Volke verwachſen waren. Alldem ſollte nun abgeholfen werden. Biſchof Glattfelder hat verſtändnisvoll der deutſchen Sprache in den kirchlichen Anſtalten Raum geſchaffen. Er gründete die Katholiſche Deutſche Lehrerbildungsanſtalt; in einem Hirtenſchreiben forderte er die Diözeſanen auf zur Unterſtützung dieſer Anſtalt. Seine letzte Tat, ehe er den rumäniſchen Boden ſeiner Diözeſe verließ, war eine Spende von Millionen Kronen für dieſes Inſtitut. Als weiteres Ziel ſeiner Tätigkeit gab er die Gründung eines katholiſchen deutſchen Lyceums an, und ſelbſt im Prieſterſeminar räumte er neben der ungariſchen auch der deutſchen Sprache mehr Platz ein. Es wurde neben dem Americanum für die Mittelſchuljugend das biſchöfliche Internat eröffnet, nachdem vorher in den Ferienmonaten ein deutſchſprachiger Kurs ſtattfand. Auch in den Volksſchulen legte er Gewicht auf die Mutterſprache und es beſtehen zur Zeit im Bistum rund 150 deutſche Volksſchulen, von denen etwa 40 % katholiſch-konfeſſionellen Charakter haben.

Merkwürdig in der Geſchichte des Bistums bleibt der 18. Juli

1921. An diesem Tage erschien zum erstenmale in der Diözese der für Großrumänien entsendete Nuntius des Heiligen Stuhles, Erzbischof Franz Marmaggi. Nie gesehene Feierlichkeit entfaltete die Stadt Temesvar zum Empfang dieses hohen Gastes. Am Bahnhof vom Domkapitularen Blaskovics begrüßt, zog dieser unter Spalierbildung der ganzen Bevölkerung nach der bischöflichen Residenz. Bei dem nachfolgenden Gottesdienste in der Domkirche erwies diese sich als fast zu klein zur Aufnahme des erschienenen Volkes. In lateinischer Sprache begrüßte Bischof Glattfelder den illustren Hohenpriester, versicherte ihn der Anhänglichkeit des Klerus und der Gläubigen an den Hl. Vater, der als allererste moralische Macht der Welt nun seinen Kindern zum Schutze eilt. Im Namen der katholischen Bürgerschaft tat dasselbe Dr. Zoltan Matolay ebenfalls lateinisch. Der Nuntius antwortete ergriffen von so viel Gastfreundschaft. »Wo Petrus, dort die Kirche, wo die Kirche, dort kein Tod — sondern Leben und Gedeihen.« Der päpstliche Gast besuchte sodann die einzelnen Kirchen und Schulen, überall vom Volke erwartet konnte er nur wiederholen: er wird dem Hl. Vater melden, wie diese Stadt treu zu ihren Traditionen, treu zum katholischen Glauben steht. Am Abend fand Festserenade und Turmmusik statt zu Ehren des liebgewonnenen Hohepriesters. Da ereignete sich etwas ganz ungewöhnliches. Als Nuntius und Bischof sich zum Heimgange anschickten, brachte man den Wagen ohne Gespann. Die begeisterten Gläubigen drängten darauf, daß beide Kirchenfürsten sich in den Wagen setzten und alle anwesenden Damen und Herren, elegante Mädel und Kinder griffen zu und so wurde der Wagen in die bischöfliche Aula gezogen, umbraust vom Jubel der Menge.

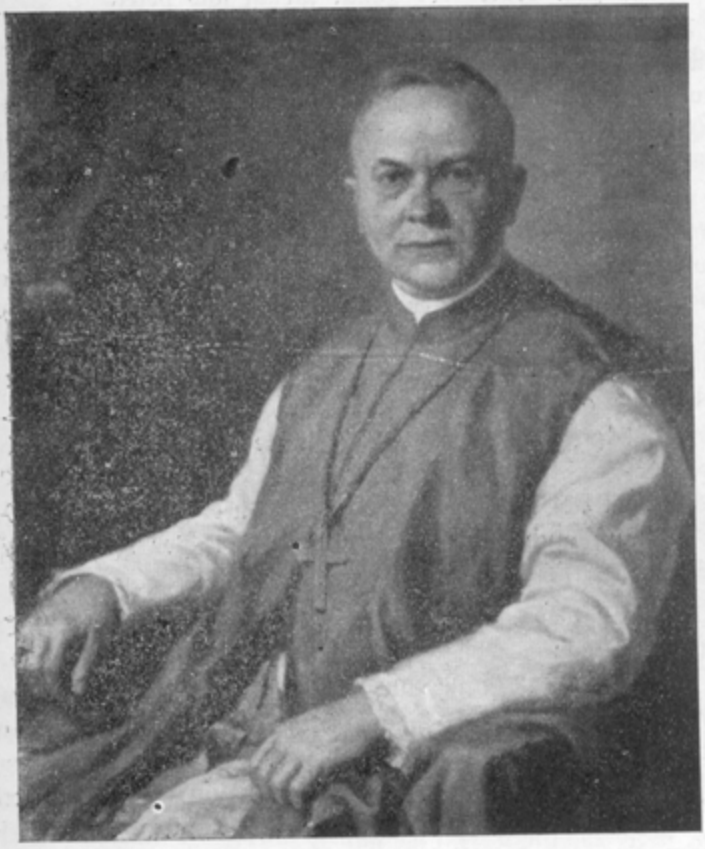
Noch einmal sollte Bischof Glattfelder herzlich gefeiert werden. An seinem 25-jährigen Priester- und 10-jährigen Bischofsjubiläum 1921. Wiederum standen vereinigt in Freude und Treue all seine Kinder da, brachten Glückwünsche entgegen, sangen und musizierten ihm zur Ehre. Auch der Hl. Vater aus Rom begrüßte ihn in einer Zuschrift. Aber sein Verbleiben in der Bischofsstadt konnte nicht mehr lange dauern. Sein passives Verhalten dem neuen Staate gegenüber im Anfange, später seine scharfe Kritik an der Agrarreform in einem Hirtenschreiben brachten ihn in Konflikt mit der Regierung, was schwere Folgen nach sich zog. Er mußte die Konsequenzen tragen und wurde diesbezüglich bittstellerig bei dem heiligen Stuhle, der endlich seinen Rücktritt angenommen hatte. Am 11. März 1923 nahm er dann Abschied von

ſeinen Gläubigen. Im Rahmen einer hl. Meſſe mit Generalkommunion erteilte er noch Studenten die hl. Firmung und 6 Theologen die Diakonatsweihe. Viele aufrichtige Tränen ſind dabei geweint worden. Am 25. März, am Feſte Mariä Verkündigung, nachdem er noch an Bargeld und Aktien mehrere katholiſche Inſtitutionen beſchenkt hatte, erteilte er in aller Früh drei Diakonen (Funk, Stein, Szekely) die Prieſterweihe, verließ auch ſofort darauf Temesvar und überſiedelte nach Szegedin, wo er ſich durch Einrichtung des dortigen Kirchenſprengels (Neugründung der Diözeſaninſtitutionen, Erbauung der biſchöflichen Reſidenz, Errichtung des Prieſterſeminars, Errichtung neuer Pfarreien und einer herrlichen Kathedrale) neue Verdienſte erwarb.

90. Auguſtin Pacha (1923–1930–)

Es war naheliegend, daß nur ſolch ein Prieſter die Diözeſanregierung übernehmen konnte, der ſelbſt vertraut mit den Angelegenheiten des Bistums, für friedliche Auseinanderſetzung zwiſchen Kirche und Staat Sicherheit bot. So wurde der bisherige Leiter der Diözeſankanzlei, Propſtdomkapitular Auguſtin Pacha, »plena ſede ad nutum« zum Apoſtoliſchen Adminiſtrator ernannt. Das iſt eine Amtſtelle, die an Rechtsbefugnis identiſch iſt mit der Biſchofswürde, nur daß ſein Inhaber an Funktionen in Ermangelung der Biſchofsweihe nicht alles vornehmen kann. Das Dekret wurde durch die Nuntiatur mit Giltigkeit vom 12. März 1923(datiert 17. Februar) an die Aula überſendet und der Neuernannte richtete ein warmes und gewinnendes Rundſchreiben an die Geiſtlichkeit. Seine Betrauung fand überall auch in der Laienwelt lebhafte Freude; war er doch in Temesvar eine wohlbekannte Perſönlichkeit und hatte er ja unter den Biſchöfen Deſſewffy, Csernoch und Glattfelder auch bisher an der Leitung der Diözeſe teilgenommen. Er wurde am 26. November 1670 von kinderreichen, gewerbetreibenden Eltern in Moritzfeld (Komitat Temeſch) geboren, beſuchte die Mittelſchule in Kecskemet, Szegedin und Temesvar, abſolvierte die Theologie am Temesvarer Seminar. Sein ältrer Bruder war ebenfalls Prieſter, Vicerektor des Seminars und ſpäter Abtpfarrer in der Vorſtadt Fabrik. Schon vor der Weihe arbeitete er eine Zeitlang in der biſchöflichen Kurie, wurde dann für ein Jahr als Kaplan in Mezökovacshaza, ſeit 1894 aber ohne Unterbrechung in der Diözeſankanzlei tätig. Im Jahre 1901 wurde er biſchöflicher Sekretär und päpſtlicher Kämmerer, ſeit 1911 Kanonikus a latere und Kanzleidirektor. In ſeinen jüngeren Prieſterjahren verbrachte

er die österliche Fastenzeit drei Jahre hindurch in Bukarest und Braila, wo er mit der Pastoration der dort in großer Anzahl wohnenden ungarischen Katholiken betraut war. Wiederholt bereiste er als Begleiter seiner Bischöfe die ganze Diözese und wurde dadurch auch in der Provinz aufs beste bekannt. Man hat ihn wegen seiner Höflichkeit und Leutseligkeit allenthalben geehrt und geschätzt. Weil er die heiklichsten Probleme taktvoll zu erledigen ver-



Bischof Augustin Pacha

stand, und zugleich die rumänische Sprache vollständig beherrschte, schaute man mit viel Interesse seiner nunmehrigen Betrauung entgegen.

An öffentlicher Tätigkeit wurde dem neuen Oberhirten bald Gelegenheit geboten. Im Jahre 1923 waren es 200 Jahre, daß die ersten Schwabenzüge Donau abwärts ins Banat zogen und

in jahrelanger, zäher Arbeit aus dem Oedland eine neue Heimat schufen. Dieser Anlaß sollte am 9. September gebührlich gefeiert werden. Ein langer Zug wogte durch die Straßen Temesvars, 200 Reiter ziehen an der Spitze, eine geschichtliche Einwanderungsgruppe schließt sich ihnen an. Ungefähr 70 000 Menschen umstehen den Feldaltar mit ihren Fahnen am Domplatze, wo Bischof Pacha die Feldmesse liest und nachher ergreifende Worte der Liebe und des Dankes zum Lenker der Dinge spricht und betet.

Am 26. August 1926 wurde die Banatia (Schülerheim, Lehrerbildungsanstalt, kath. deutsche Elementarschule), das erste große Kulturgebäude der Schwaben eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben. Auch hier verstand Bischof Pacha die Herzen seiner Zuhörer zu erobern: »Leute deutschen Blutes, eure Voreltern haben vor langer Zeit die Urheimat verlassen, haben sich hier ihre Kolonistenwohnungen erbaut und als sie sich eingerichtet hatten, begannen sie zu träumen. Es soll ein großes Haus aufgeführt werden, in dem die Muttersprache, die uralten Sitten der Väter ganz besonders gepflegt und verbreitet werden. Es soll ein mächtiges Haus sein, in dem Pfarrer, Lehrer, Arzt und Advokat erzogen werden und alles, was zur schwäbischen Intelligenz gehört. Der Traum hat lange gedauert — 200 Jahre lang. Nun ist er aber zu Ende, er ist erfüllt, hier steht das mächtige Haus, die schöne Braut des deutschen Volkes. Ich glaube an die Auferstehung dieses Volkes. Aber es muß auch der Geist der Voreltern hier einziehen, wenn die Steine lebendig werden sollen«.

Nicht an die Staaten in erster Reihe, sondern an die Völker schickte der Heiland seine Apostel mit dem Auftrage: »Lehret sie alles halten...« Nachdem auf diesem Bistumsgebiete Menschen verschiedener Zunge leben, haben selbstverständlich alle das gleiche Recht auf Sprache und Kultur. Jedem das Seine. Es ist aber nicht leicht einen jeden einzelnen zu befriedigen, zumal hier Subiectivität und Voreingenommenheit eine große Rolle spielen. Trotz seiner schweren Lage in der Uebergangszeit war es jedoch Pacha gelungen, in kurzer Zeit Großartiges zu erreichen in der Verwaltung. Es wurden bisher in 204 Pfarreien und in 89 Filialen, also in 293 Gemeinden verschiedener Nationalität Missionen gehalten. Bei dem Schlusse der Missionen hat der Bischof gewöhnlich mitgewirkt — beichthörend, predigend, Hochamt haltend; und dies zumeist in harter rauhen Winterszeit. Es wurde in allen Pfarreien und allen Filialen, also in 362 Fällen gefirmt. Außerdem konsekrierte Bischof Pacha bisher neun Kirchen, erschien

wiederholt bei Glocken- und Fahnenweihen, beteiligte sich an den Wallfahrten in Maria-Radna, Ciclova und Gottlob, ließ katholische Jugendvereine gründen, (es bestehen 100 Vereine mit 5000 Mitglieder), pädagogische und theologische Hochschulkurse abhalten, sorgte materiell für die aktiven und pensionierten Priester und Lehrer, teilte die Diözese in 8 Erzdechanate und 16 Ureisdechanate (mit je 10 Pfarren), brachte zur Frauen- und Mädchenfürsorge nebst Sozialen Mission Benediktinerschwester ins Land. 45 neue Priester hat er geweiht für die Diözese, 18 neue Kirchen wurden gebaut und ebensoviele neue Schulen. Reges Leben und frischer Mut zogen dadurch in die vom Weltkrieg erschütterten Menschenherzen.

Im heiligen Jahre 1925 führte Bischof Pacha einen Diözesanpilgerzug mit 170 Teilnehmer in die ewige Stadt zum Vater aller Christen, um Huldigung der Gläubigen darzubringen und am Grabe des Apostelfürsten Kraft zu schöpfen. Im Jahre 1926 reist er in Vertretung des Landesepiscopates nach Chicago und im Jahre 1932 nach Dublin zum eucharistischen Weltkongreß. Wiederholt wurden ihm auch für seine eifrige Tätigkeit Erweise der hohen Anerkennung zu Teil. Zuletzt verlieh ihm die theologische Fakultät von Münster in Westfalen den Titel eines Ehrendoktors der Glaubenswissenschaft. Aber viel höheres war vorauszusehen. Eines großen Freudenfestes wurde die Temesvarer Diözese teilhaftig, als am 15. Mai 1927 der päpstliche Nuntius M. Angelo Dolci aus Bukarest, Graf Gustav Karl Mailath Bischof von Siebenbürgen aus Alba-Julia und der Lugoscher Bischof Alexander Niculescu den bisherigen apost. Administrator im Dom zu Temesvar zum Bischof von Lebedo (ernannt vom Hl. Vater am 3. April) weihten. Kirche und Straßen erwiesen sich bei diesem Festtage zu klein für die Leute aus Stadt und Dorf. Bei dieser Gelegenheit sprach wiederum der päpstliche Nuntius mit großer Anerkennung vom Glaubensleben des Bistums und hat bei Empfang nach den Feierlichkeiten der Bischofsweihe und Besuchen der einzelnen Kirchen, den Ausspruch getan, daß er ähnliches noch nicht erlebt habe: »Non inveni tantam fidem in Israel«. Gelegentlich der Bischofsweihe haben der Klerus und die Gläubigen den Oberhirten mit innigster Liebe begrüßt und alles war voll Freude, als man denselben nun im Festzug als Bischof in die bischöfliche Residenz einziehen sah. Seine erste Ansprache aber über Glaube, Liebe und Friede machte unvergeßlichen Eindruck auf die Anwesenden.

Jedoch die Krönung seiner Arbeit war dies noch immer nicht. Nachdem die Teilung des früheren Bistumsgebietes auf drei Län-

der nach außen hin bereits als definitiv zu betrachten war und nunmehr der größere Teil davon zu Rumänien gehörte, konnte auch auf Grund des inzwiſchen geſchloſſenen Konkordates die kirchenrechtliche Beſtätigung, beziehungsweiſe eine neue Kreierung und Organiſierung der Diözeſe nicht ausbleiben. Im Jahre 1930, datiert vom 5. Juni erging tatſächlich vom Heiligen Stuhle die Bulle Pius XI. »Solemni conventione«, welche von der Nuntiatur in Bukareſt an die biſchöfliche Aula zugeſchickt, die Verfügung erhielt, daß ab 15. Auguſt d. J. die bisherige Adminiſtratur den Rang einer Diözeſe erhält unter dem Namen »Timiſoaraer Bistum« und der bisherige Verwalter dieſes Teiles die Würde eines Apo-

Der Feſtzug zur Biſchofsweihe

ſtoliſchen Adminiſtrators der Timiſoaraer Diözeſe tragen wird. Alſo gerade an der 900. Jahreswende der Gründung der Diözeſe ſollte ihr Name endgiltig und kanonjuriſtiſch der werden, den ſie im Volksmunde ſchon längſt beſaß. Im Rahmen einer Feſtmeſſe und einer Marienandacht vollzog ſich dieſer Akt in der Domkirche, wobei Dompropſt Franz Blaskovics die Bedeutung des Ereigniſſes ſchilderte.

Ganz groß war dann endlich die Freude, als Auguſtin Pacha am 16. Oktober d. J. vom Heiligen Vater zum wirklichen Diözeſanbiſchof des neuen Bistums ernannt wurde. In Anweſenheit der Geiſtlichkeit, der Gläubigen, Militär- und Zivilbehörden fand

in der festlich geschmückten Kathedrale die Inthronisation am 29. November statt. Augustin Pacha ist somit der erste Bischof der neugetauften Diözese geworden. Sein Wappen trägt den sinnvollen Leitspruch: »Narrabo opera Domini« = ich werde die Werke des Herrn verkünden.

* * *

Aus dem Diözesan-Klerus sind hiemit seit der Türkenzeit folgende Bischöfe hervorgegangen:

Lad. Mészeghy, Bischof von Tschanad 1800—1828.

Ant. Török, Tschanader Bischof 1829—1832.

Ignatz Fabry, Generalvikar der Diözese 1848—49, Bischof von Kaschau.

Alex. Bonnaz, Bischof von Tschanad 1860—1889.

Josef Michalovics, Erzbischof von Zagreb, später Kardinal, früher Pfarrer zu Temesvar-Fabrik 1887—1891.

Laur. Schlauch, Pfarrer zu Jahrmarkt, Domherr dann Bischof von Satmar 1874—1886, von Oradea 1886—1902, später Kardinal.

Jos. Nemeth, Weihbischof 1874—1889.

Joh. Ivankovits, Pfarrer zu Szeged—Rokus, Bischof von Rozsnyo 1897—1904.

Leop. Arpad Varady, Domherr zu Tschanad und Ministerialrat, Bischof in Raab 1911—1914; dann Erzbischof in Kalotscha 1914—1923.

Aug. Pacha, Tit. Bischof von Lebedo 1927—1930. Bischof von Timisoara seit 1930.

Stef. Fiedler, Domherr zu Timisoara, Bischof von Satumare und Oradea 1930.

Rechtsverhältnisse.

Nachdem der Weltkrieg im Jahre 1918 doch endlich vorbei war, beriefen die nationalen Führer der Rumänen in Siebenbürgen unter dem Vorsitze Julius Maniu eine Volksversammlung nach Karlsburg, wobei die Vereinigung der früheren ungarischen Gebietsteile mit Rumänien als Wille der Bevölkerung erklärt und zugleich den nichtrumänischen Mitbürgern das Recht auf die freie Entwicklung ihrer sprachlichen und religiösen Eigenart versprochen wurde. So sagt Artikel 3 der Beschlüsse: »Jedes Volk wird den Unterricht, die Verwaltung und die Rechtspflege in seiner eigenen Sprache durch Personen aus seiner Mitte erhalten,« und »Rumänien ver-

ſpricht Gleichberechtigung und volle autonome konfeſſionelle Freiheit allen Religionen im Staate«. Auch König Ferdinand bekannte ſich anläßlich ſeiner Krönung zu dieſen Beſchlüſſen. Dieſe Verſprechungen wurden aber nicht als Staatsgeſetze anerkannt und Octavian Goga ſchrieb im Jahre 1925: »Dieſe Beſchlüſſe beſitzen keinen Wert für die Gegenwart, weil ſolche Erklärungen einer nebelhaften Theorie letzten Endes die Grundlagen des Einheitsſtaates erſchüttern würden, da ſie von der öffentlichen Meinung verworfen werden und weil ſie undurchführbar ſind.«

Der Pariſer Minderheitenſchutzvertrag vom 9. Dezember 1919 ſtärkte indeſſen die Katholiken in ihrem Vertrauen zum neuen Vaterlande. Die Tendenz der alliierten Hauptmächte bei der Ausarbeitung der Beſtimmungen war ja die Sicherung von Kulturfreiheit und Gleichberechtigung aller Minderheiten in den Staaten. Dementſprechend hieß es in der vereinigten Abmachung Artikel 2: »Die rumäniſche Regierung verpflichtet ſich, allen Einwohnern vollen und ſicheren Schutz für ihr Leben und ihre Freiheit zu gewähren ohne Unterſchied der Geburt, der Nationalität, der Sprache, der Raſſe und der Religion. Alle Einwohner Rumäniens ſollen das Recht haben auf die freie, ſowohl öffentliche wie private Ausübung jedes Bekenntniſſes, jeder Religion oder jeden Glaubens, deren Betätigung mit der öffentlichen Ordnung und den guten Sitten nicht unvereinbar iſt.« Und Artikel 9 ſagt: »Die rumäniſchen Staatsbürger, welche einer völkiſchen, religiöſen oder ſprachlichen Minderheit angehören, genießen die gleiche Behandlung und die gleichen rechtlichen und tatſächlichen Garantien, wie die übrigen Staatsangehörigen. Sie haben im beſonderen das gleiche Recht zu gründen, zu leiten und zu beaufſichtigen, auf ihre Koſten karitative, religiöſe oder ſoziale Einrichtungen, Schulen und andere Erziehungsanſtalten, mit dem Recht in denſelben ihre eigene Sprache frei zu gebrauchen und ihre Religion ungehindert zu betätigen.«

Das Verfaſſungsgeſetz Großrumäniens vom 28. März 1923 brachte die erſte große Ueberraſchung für die Katholiken des Landes. Die Minderheitenſchutzverträge wurden nicht aufgehoben, aber nachträglich erklärt und ergänzt. Der Staat gewährleiſtet allen Religionen die gleiche Freiheit und Unterſtützung, »inſoweit ihre Ausübung nicht die Organiſationsgeſetze des Landes beeinträchtigt«. Die Konfeſſionen Rumäniens wurden in drei Rangklaſſen eingeteilt. Artikel 22 beſagt: »Die chriſtlich-orthodoxe Kirche ſowie die griechiſch-unierte ſind rumäniſche Kirchen. Die orthodox-rumäniſche Kirche als die Religion der großen Mehrheit iſt die herr-

ſchende Kirche im rumäniſchen Staate. Die griechiſch-katholiſche hat gegenüber den übrigen Kulten den Vorrang. Den Schluß in der Reihenfolge bildet die dritte Kategorie, dahin gehören der nichtrumäniſche Teil der katholiſchen Kirche und die übrigen Konfeſſionen.« Durch die Staatskonſtitution wurde alſo die katholiſche Kirche gewiſſermaßen in zwei Teile zerlegt, je nachdem die Gläubigen Rumänen ſind oder nicht. Auffallend iſt ſchon der Umſtand, daß die Gemeinſchaft der Orthodoxen und der Katholiken des griechiſchen Ritus konſequent mit dem Titel »Kirche« angeſprochen wird, während die anderen Religionsgemeinſchaften immer nur als »Kulte« bezeichnet werden. Dieſe Ungleichheit kommt ſodann offenkundig zum Ausdruck in Artikel 72: »Von Amts wegen Mitglieder des Senates auf Grund ihrer hohen Stellung im Staate und in der Kirche ſind alle Metropoliten und Biſchöfe der orthodox-rumäniſchen und der griechiſch-katholiſchen Kirche, aus den übrigen vom Staate anerkannten Konfeſſionen nur je ein Biſchof oder Vorſteher, inſoweit dieſe nach den Geſetzen des Landes gewählt oder ernannt werden und eine Anzahl von mindeſtens zweihunderttauſend Gläubigen vertreten.« Tatſächlich wird die lateiniſch-katholiſche Kirche im Senate einzig und allein vom Bukareſter Erzbiſchof vertreten. Die dreizehn Millionen Rumänen beſitzen ſomit achtzehn biſchöfliche Senatoren, die anderthalb Millionen römiſchen Katholiken bloß einen.

Die über 400 000 Katholiken des Banates d. h. unſere Diözeſanen waren alſo auf Selbſthilfe angewieſen. Zum Glück anerkannte das Partikularſchulgeſetz vom 12. Dezember 1925 die Religionsgemeinſchaften als Gründerinnen von Privatſchulen mit dem Recht, die Unterrichtsſprache zu beſtimmen. Daran knüpften ſich neue Hoffnungen. Am 23. Dezember 1927 erſchienen, vom Temesvarer Apoſtoliſchen Adminiſtrator gefertigt, einheitliche Diözeſanſatzungen zwecks Gründung von Kirchengemeinden. In dem Einführungsſchreiben hieß es: »Wenn wir katholiſche Chriſten nicht müßig zuſehen wollen, daß unſere Kirchen, Pfarrhäuſer und Schulen langſam veröden und verfallen, ſo müſſen wir uns um unſere Heiligtümer ſelbſt kümmern. Ihr, meine lieben Gläubigen, würdet vor Gott und der Zukunft die Schuld tragen, wenn Mangel an Glaubenseifer und Opferſinn all das Schöne und Hehre, was Ihr von Euren Eltern geerbt, zugrunde ginge, zum größten Schaden Euerer Seelen, Eueres Volkstumes und Glaubens.« Eifrig und intenſiv betrieb man daraufhin, in den hundertſechzig katholiſchen Pfarreien und Filialen die Gründung und Neugeſtaltung der Kir-

chengemeinden, bei deren Fertigstellung als Krönung des Werkes die Diözesanautonomie (Selbstverwaltung) zu erwarten wäre.

Seit 1931 versieht ein Diözesanschulrat, bestehend aus Priestern und Laien die Agenden des Unterrichtswesens der Diözese mit viel Umsicht und gutem Erfolg. Wiederholt war es diesem zu verdanken, daß Schulen ihren konfessionellen Charakter beibehielten und das gläubige Volk hat dadurch immer nur zugenommen an religiöser Intensivität. Die planmäßige Durchmissionierung der Diözese, die systematische Seelsorge in Stadt und Land, nicht zuletzt der zähe Lebenswille des Volkes haben dem Bistum ein neues geistig kulturelles Gesicht verliehen. Wohl ist volles Verständnis in den nationalgemischten Kirchengemeinden noch nicht ganz vorhanden, auch leidet unser Volk schweren Mangel an den nötigen Geldmitteln, aber schon ist der Wille zur Friedlichkeit und Gerechtigkeit stärker geworden, schon lassen sich Spuren einer segensreichen Entwicklung feststellen. Die katholische Lehrerbildungsanstalt in Temesvar, das katholische Schülerheim und Lyceum daselbst, die zahlreichen konfessionellen Elementar- und Mittelschulen überhaupt, die katholischen Jünglingsvereine, Frauenvereine und Mädchenkränze, der segensreich wirkende katholische Arbeiterverein usw. geben Zeugnis vom Neuerwachen und Opfersinn der Banater Katholiken in religiöser und völkischer Hinsicht.

Inzwischen waren die Grundprinzipien der orthodoxen Kirche in Rumänien durch ein Spezialgesetz vom 6. Mai geregelt, das Verhältnis der übrigen Konfessionen im Staate sollte durch das Kultusgesetz vom 22. April 1928, die »Allgemeine Ordnung des Kirchenwesens«, festgelegt werden. Dieses besteht aus drei Teilen, umfaßt 59 Paragraphen und ist für die minderheitlichen Kirchen von großer Bedeutung. Der erste Teil enthält allgemeine Bestimmungen. Jede Behinderung der freien Kultusausübung wird nach den Sätzen des Strafgesetzbuches geahndet. Die Zugehörigkeit zu einer Konfession darf für niemand ein Hindernis bei Erlangung oder Ausübung bürgerlicher oder politischer Rechte sein. Niemand darf angehalten werden, dem Gottesdienst einer anderen Konfessionen beizuwohnen; bei Landesfesten gilt das amtliche Teilnehmen nicht als Zwang. Die Kirchen behandeln ihre inneren Angelegenheiten, soweit es sich nicht auf ausländische Gebiete erstreckt, nach genehmigten Organisationsstatuten. Die Kirchen können kulturelle und Wohltätigkeitseinrichtungen gründen, verwalten und beaufsichtigen im Rahmen und entsprechend den Verfügungen der auf solche Institute bezüglichen Gesetze. Die Lehrpläne der theologi-

ſchen Studien werden von der zuſtändigen Kirchenbehörde feſtgeſtellt und ſind dem Kultusminiſterium bekanntzugeben. In dieſen Inſtituten iſt der Unterricht der rumäniſchen Sprache, Geſchichte und Literatur ſowie der Landesverfaſſung verpflichtend, ſoweit dieſe die ſpeziell theologiſche Ausbildung nicht hindern. Die Kirchen haben auch das Recht, im Sinne der Unterrichtsgeſetze in den öffentlichen und Partikularſchulen den Religionsunterricht der Schüler ihres Glaubens zu beſorgen. Konfeſſionsloſigkeit für Kinder gibt es nicht. Jeder Schüler iſt verpflichtet, in Religion die Prüfung zu beſtehen und eine genügende Note aufzuweiſen, ſonſt müßte er die Klaſſe wiederholen.

Im zweiten Teile bringt das Kultusgeſetz die Verfügungen, welche das Verhältnis der Kirchen zum Staate regeln. Alle Inſtruktionen und Verordnungen, welche von Kirchenbehörden an ihre Prieſter und Gläubigen erlaſſen werden, ſind auch dem Kultusminiſterium mitzuteilen. Die gewählten oder ernannten Häupter der Kirchen werden erſt nach Zuſtimmung des Königs anerkannt und haben auf die Verfaſſung den Treueid abzulegen. Die Erhaltungskoſten der Kirchen und ihrer Inſtitutionen ſind in erſter Reihe aus den im Sinne ihres Statutes geſchaffenen und verwalteten eigenen Mitteln zu decken (Kultusſteuer), welche auch durch die Organe des Staates eingetrieben werden können. Die Ergänzung der Einkünfte des Kleres und die Beſoldung der Kirchenbeamten erfolgen nach geſetzlich feſtgelegten Normen und im Einklang mit den Gehältern der öffentlichen Staatsbeamten. Damit dieſe Staatsunterſtützung auch dem Seelſorgeklerus zugänglich ſei, müſſen die Pfarreien in Stadtgemeinden mindeſtens vierhundert, in Landgemeinden mindeſtens zweihundert Familien zählen. Mit Paragraph 38 iſt und bleibt die Inſtitution des Patronates ſamt allen darausfolgenden Rechten und Pflichten ohne jegliche Entſchädigung aufgehoben.

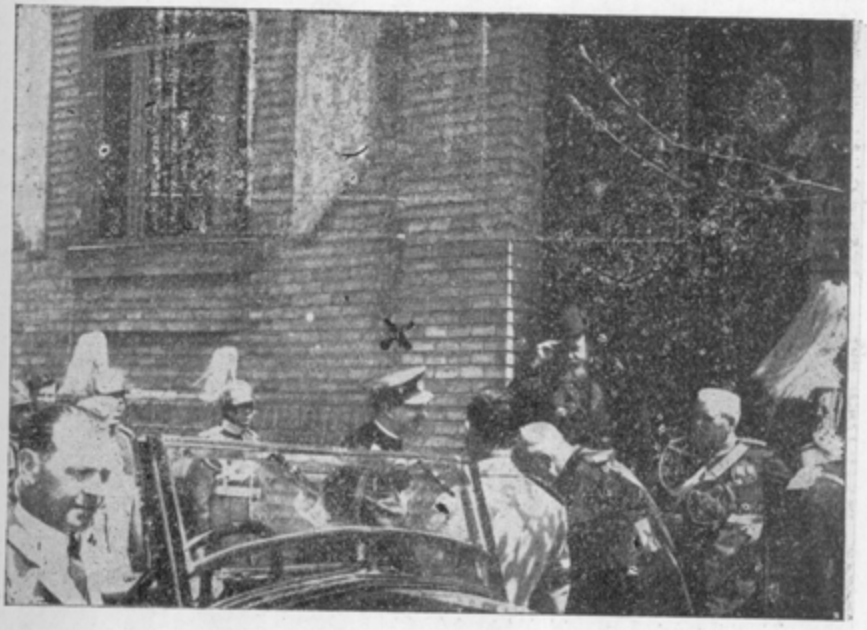
Der dritte Teil des Kultusgeſetzes behandelt das Verhältnis der Kirchen untereinander. Die Paragraphen 43 bis 46 bringen die Modalitäten bei einem Religionswechſel und enthalten für die Praxis der Seelſorge bedeutende Neuorientierungen. Jeder, der das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, darf, ſoweit er geiſtig und ſittlich handlungsfähig iſt, aus einer Konfeſſion in die andere übertreten, Frauen nach ihrer Verheiratung ſchon früher. Will nun jemand dies tun, ſo hat er ſeine Abſicht perſönlich und vor zwei Zeugen dem Standesbeamten ſeiner Gemeinde anzumelden (ſeit 1929 dem Bürgermeiſter). Dieſer nimmt von der Uebertrittserklärung ein Protokoll auf, das vom Abmelder und den

Zeugen gefertigt, als Abſchrift dem Pfarrer, deſſen Gemeinde er angehörte, zugeſtellt wird. Wenn der Abgeber ſeine Erklärung binnen dreißig Tagen von der Verſtändigung des Pfarrers an gerechnet, nicht widerruft, ſo wird der Uebertritt von dieſem Tage an als rechtskräftig betrachtet. Der Standesbeamte hat in dieſem Falle in den bezüglichen Regiſtern die entſprechenden Abänderungen vorzunehmen, dem Abgeber der Erklärung eine offizielle Beſtätigung auszufolgen und ſowohl den Pfarrer, dem er angehörte, wie auch den Pfarrer, zu dem er übertritt, zu verſtändigen. Jeder, der aus einer Konfeſſion austritt, iſt verpflichtet, bis zum Ende des laufenden Jahres alle materiellen Laſten ſeiner bisherigen Kirchengemeinde zu tragen. Es iſt den Konfeſſionen verboten, Gläubige anderer Kulte aufzunehmen, wenn nicht die genannten Formalitäten vorausgegangen ſind.

Paragraph 47 beſtimmt die Religion der Kinder aus Miſchehen. Neu iſt das Außerkraftſetzen der ſogenannten Reverſalformalität. Im Ungariſchen Geſetze von 1894 (XXXI, XXXII) konnten die Eltern verſchiedener Konfeſſionen vor der Trauung ein ſchriftliches Verſprechen abfaſſen (gezeichnet vom Bürgermeiſter oder öffentlichen Notar), worin die Religion der zukünftigen Kinder beſtimmt wurde, und zwar ſo, daß ſämtliche Nachkommen entweder den Glauben des Vaters oder der Mutter anzunehmen verpflichtet waren. Das neue Kultusgeſetz bringt für die katholiſche Kirche große Nachteile. Bislang war die katholiſche Mutter faſt immer entſcheidend bei der Vorbeſtimmung der Religion ihrer Kinder. Von nun an ſteht es dem Vater zu, bei jedem Kinde beſonders, das heißt von Fall zu Fall, zu entſcheiden, welcher Konfeſſion das Kind angehören ſoll. Jedwelche vor der Ehe zuſtandekommene Einigung über die Religion der Kinder iſt null und nichtig, bei Religionswechſel der Eltern aber befolgen die Kinder unter achtzehn Jahren gleichen Geſchlechtes die Konfeſſion des übergetretenen Eheteiles. Da nun gerade jener Fall häufiger vorkommen wird, daß rumäniſche Männer nichtrumäniſche Frauen heiraten, ſo muß die katholiſche Kirche gemäß Canon 1031 auch weiterhin bei Miſchehen eine ſchriftliche Kaution betreffs katholiſcher Erziehung der Kinder verlangen, ſtaatliche Garantie jedoch wird dieſem Dokumente fehlen. Ein diesbezügliches Formular befindet ſich in den Pfarrämtern der Diözeſe, worin der Mann auf das Recht des Kultusgeſetzes verzichtet und beide erklären und verſprechen, »daß ſämtliche aus ihrer Ehe zu entſtammenden Kin-

der beiderlei Geſchlechts ausſchließlich in der römiſch-katholiſchen Religion taufen laſſen und erziehen«.

Eine weitere Ergänzung und Bekräftigung des Kultusgeſetzes bedeutete für die Katholiken Rumäniens das Konkordat mit dem Heiligen Stuhle. Schon im Jahre 1920 ſetzten zwiſchen der rumäniſchen Regierung und dem Vatikan Verhandlungen ein, im Jahre 1927 war der Text des Uebereinkommens bereits fertiggeſtellt: ratifiziert und publiziert wurde der Vertrag am 11. Juni 1929. Die Hierarchie der katholiſchen Kirche in Rumänien wurde nun wie folgt feſtgeſtellt. Für den griechiſchen Ritus



M. König Karl II. beſucht das Prieſterſeminar

beſteht die Provinz Alba Julia—Fogaras, reſp. das Erzbistum Blaj mit vier Suffraganen in Oradeamare, Lugoj, Gherla (Biſchofſitz Cluj) und Maramures (mit Wohnſitz in Baia mare) dem auch die griechiſch-katholiſchen Ruthenen angehören. Für den lateiniſchen Ritus gibt es die Kirchenprovinz und Erzbistum Bucureſti mit vier Suffraganen in Alba Julia, Timiſoara, Satumare und Oradeamare vereint, und Jaſi, zu welcher auch die Bukowina gehört. Für ſämtliche Katholiken des armeniſchen Ritus gibt es einen apoſtoliſchen Adminiſtrator mit dem Sitz in Gherla. Das Konkordat anerkennt die katholiſche Kirche in Rumänien als

juriſtiſche Perſon und ſichert ihr den freien Verkehr mit dem Heiligen Stuhle zu. Die Ernennung der Biſchöfe geſchieht dem Kirchenkodex gemäß, die Regierung kann jedoch gegen einzelne Perſonen aus politiſchen Gründen Einſpruch erheben. Die bisher beſtehenden männlichen und weiblichen Orden können ſich ausbreiten, müſſen aber in einer Provinz für Rumänien zuſammengeſchloſſen werden. Ihre Inſtitute unterſtehen dem Diözeſanbiſchof, werden als konfeſſionelle Schulen betrachtet, die ihre Unterrichtsſprache ſelbſt beſtimmen mit Ausnahme derjenigen, in welchen bereits die ru-

Die Seminariſten und ihre Vorgeſetzten

mäniſche Sprache als Unterrichtsſprache beſteht. Bezüglich der Vermögensverwaltung ſind für die griechiſch- und römiſch-katholiſchen Diözeſen aus dem ihnen verbliebenen Vermögen in Wertpapieren ein gemeinſamer Fonds zu bilden (patrimonium sacrum), welcher in erſter Linie für die kirchlichen Bedürfniſſe, wie Gehalt der Geiſtlichen, aufzukommen hat, das Fehlende wird vom Staate ergänzt werden.

Die kirchenrechtliche Lage in Rumänien iſt nach obigen Ausführungen eine verhältnismäßig günſtige. Weitgehende

Freiheit und liberale Behandlung von seiten des Staates genießen die Katholiken. Ihre Majestäten, die Könige des Landes sind unserer Kirche und Diözese gut gesinnt. Ferdinand I. kam 1923 und 1926 nach Temesvar, wo er zur bischöflichen Begrüßung und zur Andacht erschien in der Kathedrale. König Karl II. war am 5. Mai 1931 in Temesvar, besuchte das Priesterseminar, das Banatia Schülerheim, das Notre Dame Kloster und bekundete überall Wohlwollen für unsere Institute. Auch der Hl. Vater in Rom trägt unsere Sache am Herzen. Die Ernennung Angelo Dolci's zum Kurienkardinal war eine große Auszeichnung für die katholische Kirche des Landes. Der neu ernannte päpstliche Nuntius Valerio Valeri, Erzbischof von Ephesus, gewann binnen kurzer Zeit ebenfalls großes Ansehen in Bukarest. Am Klerus und Volk ist es somit gelegen, die Gunst der Situation auszunutzen. Die Geistlichkeit ist sich dessen bewußt und scheut keine Arbeit im religiösen Dienste des Volkes. Sie wird in einem fünfjährigen theologischen Seminar-Kurs erzogen, oder holt sich an ausländischen Universitäten gründliche Bildung dazu. Die großen, meist ungarischen Pfarreien wie Arad, Aradgai, Radna, Lugosch, Temesvar III., werden durch Ordensmänner geleitet, so wird dieser Klerus in eigener Erziehung herangebildet.

Es bestehen noch manche Probleme und Aufgaben für die katholische Kirche in Rumänien und für die Temesvarer Diözese. Es fehlt zunächst das einheitliche Vorgehen und die Zusammenfassung der Vereinstätigkeit. »Wir haben zwar viele Organisationen, aber wenig Organisation.« Es fehlt auch ein tiefes Verständnis für die soziale Frage des Gegenwart. Aber zu Mißmut ist kein Grund vorhanden. Die neuere Generation interessiert sich für den Ruf der Zeit und sie wird den Pflichten der Zukunft gewachsen sein. Gott, der Probleme und Aufgaben stellt in jeder Periode, gibt auch Licht und Kraft zu deren Lösung. Es läßt sich jetzt schon feststellen: der Banater Bevölkerung ist eine große Anzahl berufsbewußter priesterlicher Führer entstanden und die zweihundert Seelsorger der Diözese gehen Hand in Hand mit ihrem Bischof und mit ihren Gläubigen den von der Vorsehung gezeigten Weg. Geschichte und Entwicklung der Kirche und des Bistums festigen uns im Glauben an den Sieg Christi.

Bilder-Verzeichnis

1. Die Landkarte des Bistums — — — — — S. 4
2. Der hl. Gerhard verkündet das Evangelium — — „ 14
3. Bischof Ladislaus Nádasdy — — — — — — „ 87
4. Bischof Adalbert Falkenstein — — — — — „ 90
5. Die alte Jesuitenkirche — — — — — — — „ 92
6. Bischof Nikolaus Stanislavich — — — — — „ 95
7. Der Wallfahrtsort Maria-Radna — — — — „ 97
8. Bischof Franz Anton Engl — — — — — — „ 99
9. Die Temesvarer Kathedrale — — — — — — „ 101
10. Bischof Emmerich Ehristovich — — — — — „ 103
11. Die bischöfliche Residenz — — — — — — „ 104
12. Bischof Ladislaus Kőszeghy — — — — — „ 105
13. Das alte Priesterseminar — — — — — — „ 106
14. Bischof Anton Török — — — — — — — „ 108
15. Bischof Josef Lonovics — — — — — — „ 109
16. Die Domkirche und ihre Umgebung — — — — „ 111
17. Bischof Alexander Csajághy — — — — — „ 114
18. Altseminar und Americanum — — — — — „ 115
19. Bischof Alexander Bonnaz — — — — — — „ 117
20. Das Mutterhaus der Schulschwestern — — — — „ 118
21. Bischof Alexander Dessewffy — — — — — „ 120
22. Weihbischof Josef Németh — — — — — — „ 122
23. Bischof Johann Csernoch — — — — — — „ 123
24. Bischof Julius Glattfelder — — — — — — „ 125
25. Das neue Priesterseminar — — — — — — „ 128
26. Die neue Seminarkapelle — — — — — — „ 130
27. Bischof Augustin Pacha — — — — — — „ 135
28. Der Festzug zur Bischofsweihe 1927 — — — — „ 138
29 König Karl II. besucht das Priesterseminar — — „ 145
30. Die Seminaristen und ihre Vorgesetzten — — — „ 146

Namen- und Sachverzeichnis

B = Biſchof, T = Timiſoara

A

Achtwin (Achtum, Ajton) Heerführer 5, 6, 7, OSB-Abtei 21
Adminiſtrator apoſt. 134
Albert Weihbiſchof, D.kapitular 53
Altenburg, Saul v. B. (1188–92) 30–31
Anſiedlung ſ. Schwabenzüge
Anton, B. (189—07) 37–39
Arader Kapitel 19, Propſt 32, Minoriten 78
Aratſch, Johanniterhoſpiz 23, OSB-Abtei 22, 23
Aquila, Salvatorpropſt 46

B

Bakócz Thomas, Kard. 49
Balogh Nikolaus, B. (181–85) 77
Banatia 136
Baratin Lukas, B. (1495—1500) 49
Barlabáſſy Johann, B. (1538–52) 54
Barmherzigen 93, Schweſtern 119
Bathory Stephan, Temeſcher Obergeſpan 50–51
Bauernaufſtand 49–51
Bebek Dominik, B. (1360–73) 43
Begaregulierung 82
Benedikt, B. (1307–32) 39–41
Benediktiner ſ. Gerhard, Maurus, Gerwan, Falkenſtein Abteien, ſ. Achtwin, Aratſch, Biſere, Bultſch, Eperjeſch, Galad, Gelid, Hodoſch, Iſchou, Ittebe, Kaniſcha, Kemetſche, Kenez, Oroſzlamoſch, Pankota, Pordan, Sagio, Saswar, Szöregh, Tömpöſch; Tſchanad, Oblaten
Beſterd, B. (1138) 30
Biſere, OSB-Abtei 22
Biſchöfliche Reſidenz 102–103
Biſchofsweihe 137
Blaſius, B. (1243–54) 34–36
Bonnaz, Alexander, B. (1556–58) 117—119
Bódy Georg, B. (1556–58) 63–64
Boldogkö, Paulinerkloſter 32
Boniohannes de Campello, Domkapitular 41, 42
Bonzagno Johann, B. (1529–37) 53–54
Bornemiſſza Gregor, B. (1563—72) 66–67
Boroſch Jenö 22, 23
Böſſinger Anton 100
Briccius, B. (1239—75) 36
Bruckenau 72
Bulgaren 94
Bultſch, OSB-Abtei 22, 59
Bultſchu, B. (1229–43) 32–34

C

Canonica viſitatio ſ. Kirchenviſitation
Capiſtrano, Johann von OFM 46
Ceſarini Julian Kard. 46
Chriſtowich Emmerich, B. (1777—98) 102–103
Chak Nikolaus, B. (1500–14) 49
Csahol, Franz von. B. (1514—26) 51—52
Csajághy Alexander, B. (1831—60) 113—116
Csernoch Johann, B. (1908–1911) 123–125
Csiklova 98

D

Dechante 93, 114
Deſiderius, B, (1202—29) 51—32
Deſſewff Alexander, B. (1890–07) 103, 107, 119
Deutſch-Pereg 25, 33
Dienes, Prämonſtratenſerpropſtei 22
Diözeſanſynode 107
Diözeſanſchulrat 142
Dolci, Angelo Nuntius 137, 147
Dolny Stephan, B. (1699–07) 78–79, 106
Dominikaner 23
Dominikanerkirche in Timiſoara 23, 91
Domkapitel 18–21, 94, 118
Domkirche 11—12, 89, 100—102, 116

Donner Raphael, Bildhauer 93
Dozsa Georg 49–51, 53
Draskovich Georg, Biſchof von Fünfkirchen 64, 68
Dreifaltigkeitsdenkmal in Timiſoara 93
Dubovßky Georg, B. (1625—37) 71—72, 74
Dudich Andreas, B (1562–63) 65–66
Dvornikovich Michael, Biſchof (1686—1689) 77—78

E

Egreſch, Ziſterzienſerabtei 21, 22, 33, 68
Emericanum 118
Engl Anton B. (1750—77) 98—102, 106
Eperjeſch, OSB.Abtei 22, 35
Erzdechanate 19—20, 95, 114

F

Fábry Ignaz, Kapitelvikar, B. von Kaſchau 112
Falkenſtein Adalbert OSB., B (1730—39), 89 - 94, 106
Fényeſſy Georg, B. (1685–86), 77
Ferdinand von Habsburg 52
Feſtungspfarre in Timiſoara 89
Fiedler Stefan, B. 139
Fiſcher von Erlach, Architekt 100
Florianfeſt in Timiſoara 88
Förk Ernſt, Architekt 126
Forgách Franz, Erzbiſchof 71
Franziskaner ſ. Kratſch, Capiſtrano, Gregor IV., Marczali, Maria-Radna, Stanislavich, Terziarer 56 - 57, 66, 73, 87, 91

G

Galad, OSB-Abtei 22
Galhard de Carceribus, B. (1341—45) 42
Gelid, OSB-Abtei 22, 35
Gataia, Paulinerkloſter 23
Gavosdia, OFM-Kloſter 93
Gerendi Nikolaus, Biſchof von Siebenbürgen 53
Gerhard Hl., B. (1030 46), 8–18
German, OFM-Kloſter 23
Gerwan Johann, B. (1526—29), 52—53
Glaubwürdige Orte 20, 102
Glattfelder Julius, B. (1911—30), 125—131
Glocken der Domkirche 101
Gonzaga Hercules, Kardinal 68
Gregor I., B. (1275–91), 56—37, II., B. (1343–50) 42, III., B. (1559–60), IV., B. (1397—02), 44
Griechiſch-Katholiken 92

H

Hangach Albert, von, B. (1437—66), 47—48
Heiligſprechung Gerhards 17—18
Heinricus Teutonicus OSB, Domkapitular 25, 26
Herovich Matthias, B. (1608—23) 70
Hodoſch, OSB-Abtei 21, 35
Höflich Kamill OMC. 78–79
Horváth Michael, B. (1848–49) 112–113
Hunyadi Johann 45—46

I

Instructio pastoralis 94
Iſcho, OSB-Abtei 21, 53
Ittebe, OSB-Abtei 22, Kapitel und Propſtei 19, 55
Iványovits Johann, B. 139

J

Jáni Franz, B. 1699) 78
Jeſuiten 56, 89, 99, 102, 104
Johann I. B. (1198 - 01) 31, II. B. (1380 - 86) 43, III. B. (1386—95) 43
Johanniter 23
Jubiläum in Rom (1300) 57, (1600) 69–70
Juriſtiſche Hochſchule in Tv. 110

K

Kaniſcha, OSB-Abtei 22
Katharinenkirche zu Tv. 91
Kapronca, Petrus Paulinus von, B. (1559–61) 64
Kapuziner 87
Karanſebeſch OFM-Kloſter 23

Karbach Stephan, B. (1343–44) 41–42
Karlsburg 139
Kemetſche OSB.-Abtei 21
Kenez OSB.-Abtei 21, 35
Kéry Johann, B. (1678–81) 76–77
Kladova, Paulinerkloſter 23
Klauſenburg, Johann von, OP., B. (1361–62) 64–65
Kirchengemeinde 141
Kirchenviſitation 110, 114
Kirchliche Volksgebräuche in Tv. 88
Kirchweihfeſt 84, 88
Könige Ferdinand I. Karl II. 147
Konkordat 145
Kőſzeghy Ladislaus, B. (1800–28) 97, 102, 104–107
Kövesd ſ. Gavosdia
Kraſſovener 98
Kriegerdenkmal in Tv. 94
Krieſch Aladár 129
Krispin, B. (1192–95) 31
Kubin OFM.-Kloſter 25
Kucsilich Peter, Propſt von Arad 66
Kultusgeſetz 142, 143, 144
Kutaſſy Johann, Erzbiſchof 71

L

Labſánſzky Franz, B. (1710) 79
Lippa, OFM.-Kloſter 23
Lizentiaten 62, 79
Lonovich Joſef, B. (1834–48) 103, 107, 109–112
Lorenz, B. (1083–1113) 30
Loſonczy Stephan 54
Lósy Emmerich, B. (1623–25) 70–71
Lowrin 53
Ludmilla Maria, erſte Oberin der Schulſchweſtern 113

M

Macripodari Hyacinth, O. Pr., B. (1658–72) 75–76
Marczali Dominik Nikolaus OFM., B. (1404–23) 44–45, Ladislaus, B. (1423–34) 45
Maria-Fels 98
Maria-Radna 96–98
Marienkult 113
Markustag in Tv. 88
Marmaggi, Franz Nuntius 133
Mathiſi Stephan, B. (1582–87) 66–67, 68
Maurus OSB., B (1046–53) 26, 29
Mediaſch, Franz von, B. (1553) 62–63
Melegh Balthaſar, B. (1572–82) 66
Mercz Claudius Florimund, Graf 80, 82, 84, 88
Mihalovics Joſef, Kardinal Agram 127
Minderheitenſchutzvertrag 140
Miſchehen 111, 144
Minoriten 70, 87
Mohatſch 52
Moſer Joſef 101
Mutterſprache 136

N

Nádasdy Ladislaus, B. (1710–29) 23, 79, 86–89, 102, 106
Németh Joſef Weih. B. 121–122
Nepomuk Johann Hl. 88–89, 93
Ne temere 123
Nagy Alexander 130
Neupetſch 44
Nikolaus, B. (1373–75) 43
Notre-Dame-Schulſchweſtern 113–114. 118

O

Oblaten 23–24, Schweſtern 137
Oltványi Stephan, Domkapitular 102
Ordódy Sigismund, B. (1708) 79
Orév, Lukas von, B. (1395–97) 43–44
Orgel der Domkirche 102
Oroſzlamoſch, OSB.-Abtei 22
Ortvay Theodor 96
Otto von Bayern, König 38

P

Pacha Auguſtin B. 1923(1930)–
Palanka, OFM.-Kloſter 23
Pállfy Ferdinand, B. (1672–78) 76, Thomas, B. (1653–57) 74–75

Pálóczy Michael, Obermundſchenk 51
Pankota, OSB-Abtei 22
Paul I. B. (1142) II. B. (1377–79) 43
Pauliner 23, ſ. Kéry, Nádasdy
Pázmány Peter, Przbiſchof 71
Pereg ſ. Deutſch-Pereg
Perényi Peter, Temeſer Graf 53–54
Pfarren 24, 96, 107
Pilgerzüge 121, 137
Placentia Jakob, von, B. (1333–43) 41
Pordan, OSB-Abtei 21
Poſſevino Anton SJ 68
Prämonſtratenſer 22
Prieſterſeminar 05–107, 114–116, 126–131
-Kapelle 130
Proteſtantiſche Prediger 54
Provida 124
Prunkſaal 129
Püsky Johann, B. (1637–43) 72

Q

Quasveſtro 111

R

Rahontza, Ziſterzienſer-Abteil 21, 35
Rares Peter, Moldauer Fürſt 53
Rekaſch 25–26
Religionswechſel 143
Remete Peter, von, B. (1438–57), 45–47
Reformation 53–54, 63
Religiöſe Vereine in Tv. 88
Reliquien Gerhards 18, 116, Verekundus 116
Rohonczy Stephan, B. (1651–52 74
Roſalienkapelle in Tv. 92–93
Roſſi Klemens Domkapitular 100

S

Sagio, OSB-Abtei 22
Salvator-Kapitel 19, 35, -Propſt 32, Salvatorianer 121
Saska 25
Saswar, OSB-Abtei 22, 35
Savoya, Eugen Prinz von 80
Schlauch Lorenz, Kardinal 98, 127
Schöpf Johann 100
Schuller Franz, Dompropſt 102
Schulweſen 26–29, 110, 115, 141
Schulſchweſtern, ſ. Notre Dame
Schwabenzüge 81–83
Segedin OFM-Kloſter 23
Seminar, ſ. Prieſterſeminar
Simon, Fürſtprimas 124
Solemni conventione 138
Stanislavich Nikolaus, B. (1739–50), 94–98
Stephan I. (1156–69) 30
Stifte ſ. Benediktinerabteien, Ziſterzienſer
Synode, ſ. Diözeſanſynode
Szegedy Paul, B. (1587–97), 68–69, 71
Szécsényi Georg, B. (1643–44), 72–73
Szelepcsényi Georg, B. (1643) 72
Szokol Franz von, Arader Propſt 48, Johann von, B., (1466–93) 23, 48–49
Szöreg, OSB-Abtei 21

T

Tarnóczy Matthias, B. (1648–50) 73–74
Tatarenzug 32–54
Telegd, Thomas von, B. 1350–58) 43
Telekeſſy Stephan, B. (1689–99) 78
Temesvar 38–40, 44 Kirchliche Denkmäler 95–96, Dominikaner-Kloſter 23, 91
Terziarier 24
Thomas II. B. (1479–80) 43
Titel, Propſtei 42
Tömpöſch, OSB-Abtei 21
Török Anton, B. (1829–32) 107–108, Valentin 53
Triebswetter 117
Trienter Konzil 74–65, 66, 95, 114
Tſchanad, Heerführer 6–7, OP-Kloſter 23, OSB-Abtei 21, 22, 23, 35
Tſcheri, OFM-Kloſter 23
Türkeneinfälle 43–44, 45, 46, 47, -Herrſchaft 54–62

U

Ugody Franz, B. (1539–52) 54
Ulmbach ſ. Neupetſch
Untersberger Michael, Direktor der Wiener Kunſtakademie 100
Utjeſenovich Georg, Kard. 54, 62, 63

V

Valeri, Valerio Nuntius 147
Várady Árpád. Erzbiſchof 111
Verekundus-Reliquien 116
Verfaſſungsgeſetz 140
Volkserwachung 132
Volksmiſſionen 114, 136
Vrhoſſa Georg 96

W

Waiſenhaus 119
Wallfahrtsorte ſ. Csiklova, Maria-Radna
Walther OSB, Domkapitular 25, 26
Weltkrieg 131
Werancsich Fauſtus, B. (1598–08) 69–70

Z

Zápolya Johann, König 51, 52
Ziſterzienſer ſ. Egreſch, Rahontza
Zongor Sigismund, B. (1644–48) 73

BIBLIOTECA CENTRALA
A REGIUNII BANAT

Literatur

Batthyány Ignatius : Acta et scripta S. Gerardi. Albo Carolinae 1790.

Brevis historia episcopatus Csanadiensis, in den Jahrgängen des Diözesanschematismus.

Faragó János: A csanádi kisebb papnevelde története. Timişoara 1925.

Juhász Koloman: Die Stifte der Tschanader Diözese im Mittelalter. „Deutschtum und Ausland". Münster i. W. 1927.

„ Das Tschanad-Temesvarer Bistum im frühen Mittelalter, (1030—1307). „Deutschtum und Ausland". Münster i. W. 1930.

„ Das Tschanad-Temesvarer Bistum während der Türkenherrschaft (1552—1699). „Deutschtum und Ausland". Münster i. W. (In Vorbereitung).

Kiss János: Csanádegyházmegyei zarándoklat Velencébe 1900. Budapest 1901.

Kováts Sándor: A csanádi papnevelde története. Temesvár 1908.

Oltványi Pál: A csanádi püspöki megye birtokviszonyainak rövid története. Szeged 1867.

Ordines Circulares Timişoara 1885—.

Ortvay Tivadar: A csanádi püspökség egyházi állapotáról a XIV. században. Temesvár 1891.

Szentkláray Jenő: A csanádegyházmegyei plébániák története. (Aga-Csanád) Temesvár 1898.

„ Csanádegyházmegyei zarándoklat Rómába 1893. Temesvár 1893.

„Történelmi Adattár Csanádegyházmegye hajdana és jelenéhez" I—III. Temesvár 1871—1873. IV. Budapest 1864.

Um die Diözesangeschichtsschreibung hat sich Ehrendomherr Karl Kasics als bischöflicher Archivar († 1916 als Pfarrer von Bogarosch) durch Ordnen des bischöflichen Archivs und Sammlung von Daten besonders hervorgetan. Wertvolle Beiträge erhalten die von Diözesangeistlichen herausgegebene Zeitschriften: „Csanád", (Herausgeber: Ladislaus Kun, Kaspar Riesz, dann Gregor Csiky, 1869—1871), „Havi Közlöny" (Herausgeber: Edmund Tokody, Stephan Patzner, Alexander Kováts, Julius Czapik, 1878—1920) „Der Landbote" (Herausgeber: Joseph Grosz, Ferdinand Wolafka, Matthias Palmer, Wendelin Ochsenfeld, Johann Ehling, Franz Blaskovics, 1872—1928). „St. Gerardusblatt" (Herausgeber: Paul Magyary 1863—1898, ungarisch : „Szt.-Gellértlap"), „Sonntagsblatt" (Herausgeber : Adam Schicht, dann Georg Wetzl, 1922—).